

Der Fortpflanzungsbefehl

Bayer, Marianne W.

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Bayer, M. W. (1994). Der Fortpflanzungsbefehl. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 18(3/4), 7-66. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-249543>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

THEMATISCHE BEITRÄGE

Marianne W. Bayer

DER FORTPFLANZUNGSBEFEHL

„Welch' ein Glück für unsere Rasse, denkt Sarah – oder wird dies zu denken veranlaßt –, daß Kinder so liebenswürdig sind, wie wir sie kennen. Sonst wären sie bald als die Schmarotzer, die sie sind, beseitigt, und die Rasse würde sich selbst auslöschen – mit einem süßen Erblühen, den geballten Errungenschaften in den schönen Künsten und aller Bestätigung der Hochkultur. Die besten Frauen würden sich schon im Alter von zwölf die Eileiter abbinden lassen – oder sich des Liebesaktes völlig enthalten? Alle Interessen wären dem Verfeinern und Vervollkommen eines jeden fiebernden Gefühls, einer jeden verfließenden Stunde gewidmet, ohne weitere erbärmliche Investition in die Unsterblichkeit über den Umweg der ungleichmäßigen und allzu oft enttäuschenden Sprößlinge des eigenen Schoßes.“

(Pamela Zoline: Der Hitzetod des Universums.)

Das Fortpflanzungsprogramm

Ich glaube, daß im Menschenherzen ein Programm existiert, das ich Fortpflanzungsprogramm nenne. Jeder will, daß sein Körper, sein Clan, seine bevorzugten Kreise, sein Projekt oder seine Lebensform weiterleben um jeden Preis. Und dazu braucht es Nachkommen. Also macht man auf allen anderen Gebieten Zugeständnisse an die Frauen. Sie können ihre Rechte erkämpfen. Sie dürfen studieren, sie dürfen politisieren. Nur eines dürfen sie nicht: Sie dürfen nicht „keine Kinder kriegen“. Sogar wenn eine Frau für das Recht auf Abtreibung streitet, wird sie noch hinzufügen, daß sie zu einem anderen, besser geeigneten Zeitpunkt ein Kind wollen würde.

Es gibt jetzt ein paar wenige Bücher über jene Frauen, die bewußt keine Kinder kriegen. Diese Bücher sind wichtig. Aber diese Frauen studieren meist lange, haben tolle Berufe, machen tolle Reisen, machen soviel aus sich selbst! Das traute ich mir nicht zu. Mit solchen Frauen konnte ich mich nicht identifizieren. Also habe ich Kinder gekriegt. Ich bin eine unscheinbare, ziemlich häusliche Frau, allem Glamour abgeneigt. Ich möchte einmal irgendwo lesen, daß auch eine Arbeiterin, eine kleine Angestellte, eine unbekannte Hobby-Künstlerin eine kinderfreie Partnerschaft möchte. Einen solchen Text konnte ich nirgends finden – also mußte ich ihn selbst schreiben.

Mein zweiter Einwand gegen bisherige Bücher über Kinderlose ist: es kann immer noch jemand sagen, diese freiwillig kinderfreien Frauen hätten sich etwas vorgenommen. Sie können ja nicht *wissen*, wie es ist – vielleicht haben sie doch etwas versäumt und wissen es nur nicht! Denn sie sehen zwangsläufig die Mütter nur von außen, sie können nicht in der Haut von Müttern stecken. Deshalb wäre es so wichtig, daß einmal eine Frau den Mund auf tut, die das Kinderkriegen gewagt hat und danach sagen kann, daß sie nichts dabei empfunden hat. Das ist bitter, aber nur in dieser Richtung ist der Beweis möglich, daß nicht jede Frau Muttergefühle haben kann.

Kinderkriegen

Ich war ein unsicheres Mädchen, und mein Freund, obwohl um einiges älter als ich, war ein unsicherer Mann. Immer wenn wir jemanden liebten, wollten wir das Glück festhalten und den geliebten Menschen niemals verlieren. Wir wollten auch die Mitmenschen nicht mehr darüber philosophieren hören, ob ich denn gut genug wäre für ihn und er gut genug für mich. Das sicherste Mittel, um die Zweifel und die Zweifler zum Schweigen zu bringen, war das Heiraten.

Die Angst, keinen Mann zu bekommen, war zu meiner Kinderzeit durchaus noch lebendig gewesen. „Du bekommst keinen Mann, wenn du so und so bist!“ Im Scherz gesprochen oder im Ernst? Jedenfalls hatte sich die Drohnung im Herzen des kleinen Mädchens festgesetzt.

Doch die 68er Jugend war dann dem Heiraten nicht mehr hold. Wozu heiraten? tönte sie dem unsicheren Mädchen und dem unsicheren Mann überall entgegen. Willst du einen Menschen festnageln? Ja, das wollten wir. Wir schämten uns dessen, aber wir konnten es nicht ändern. Dieser Wunsch, einen Menschen für sich allein zu haben, war nun einmal da.

Über das Nichtheiraten wurde in meiner Kinderzeit sogar gesprochen. Das Nichtheiraten war eine traurige Sache, gleichzeitig aber auch eine schillernde, verlockende Variante des Frauenlebens. „Heirate bloß nicht, dann hast du einen Haufen Kinder und nichts vom Leben!“ Diesen Stoßseufzer hörte ich mit vierzehn von einer Freundin, die drei kleine Geschwister hatte. Auch in meiner Familie wurde das Verheiratetsein und das Nichtverheiratetsein an Beispielen diskutiert. Aber die dritte Möglichkeit – sich in Liebe an einen Mann zu binden und trotzdem keine Kinder zu kriegen? Diese Möglichkeit lag außerhalb unserer Vorstellungswelt. Ich habe den Verdacht, daß man den kleinen Mädchen diese Möglichkeit absichtlich vorenthält. Die freiwillig kinderlose Partnerschaft stand mir als Idee einfach nicht zur Verfügung in den Jahren, als ich Frau wurde.

Die 68er, die anfangs nicht heiraten wollten, haben dann doch fast alle geheiratet, weil sie ein Kind bekamen. Da mußte man dann Steuern sparen, mußte dem Kind einen Namen geben und ihm Sicherheit bieten. Das beobachtete ich an meinen Bekannten, die fast alle älter waren als ich. Als kleines Mädchen hatte ich gelernt, daß man Kinder bekommt, wenn man heiratet. Als junge Frau lernte ich, daß man endlich heiraten darf, wenn man ein Kind bekommt. So oder so – heiraten und Kinderkriegen waren untrennbar verbunden. Also habe ich ein Kind bekommen.

Ich hatte ja damit gerechnet, daß irgend etwas Schlimmes passiert. Jede schwangere Frau kennt Horrorgeschichten von treulosen Vätern, barbarischen Ärzten, mißgebildeten Kindern oder von Müttern, die fast verblutet wären. Aber all diese Geschichten endeten stets mit dem Satz: „Doch als sie es dann im Arm hielt, wollte sie es um keinen Preis wieder hergeben.“ Nichts davon ist mir passiert. Stattdessen ist etwas geschehen, womit ich nicht gerechnet hatte: ich habe einfach *überhaupt nichts* empfunden. Zuerst hat sich das Kind im Bauch bewegt. Das ist eine Art Zucken. Man merkt ja nicht, daß das ein Mensch ist. Dann hat meine Schwiegermutter angefangen, Hemdchen und Höschen und was nicht alles zu sammeln und anzuschleppen. Ich dachte: Laß sie nur, es macht sie glücklich, und sie hält mir den Rücken frei, während ich so lange wie möglich arbeiten gehe. Dann mußte ich doch meinen Job aufgeben – ohne Aussicht auf Rückkehr, denn ich zog dorthin, wo mein Mann seinen Arbeitsplatz hatte. Dann lernte ich Atmen und Schwangerschaftsgymnastik zu Hause nach einem Buch. Manchmal leistete mir mein Mann dabei Gesellschaft. Zum Glück brauchte ich keinen Säuglingspflegekurs, da ich einst meinen viel jüngeren Bruder mit aufgezogen hatte. Ich hatte eine unerklärliche Scheu davor, mit anderen schwangeren Frauen in einen Kurs zu gehen. Ich fühlte mich in der Nähe von Frauen

unwohl. Ich hatte das Gefühl, die anderen sind viel schwangerer als ich, und ich werde nie so sein können.

Die Frau gilt als ein Wesen unter Einfluß. Der Einfluß des Mondes, der Einfluß von Hormonen, der Einfluß von Pubertät, Menstruation, Schwangerschaft und Wechseljahren. Ich wollte keine Frau unter Einfluß sein. In meinen Träumen bin ich mein Leben lang dieselbe, seit ich als Kind zu denken begann: eine kleine, zähe Seele, die um die Welt wandert. Sie gibt ihre Freundschaft, ihre Arbeitskraft, ihren Körper, aber niemals sich selbst. In meinen Träumen bin ich wie eine Nuß – die feste Schale ist mein Körper. Und der Kern, das Ich, ist gegen alle Einwirkungen von außen gefeit. Doppelt unheimlich waren mir deshalb die Erzählungen der Schwiegermutter über Einflüsse der bereits existierenden Kindesseele auf die werdende Mutter. Ich trug ein unbekanntes Wesen bei mir im Bauch herum und konnte mich womöglich nicht wehren gegen seine Einflüsterungen!

Ich bin standhaft geblieben. Ich habe mich nicht verändert! Ich bin so arbeitsfähig wie immer und für meinen Mann so attraktiv wie zuvor. Oder? Die Schwiegermutter und andere Frauen waren *enttäuscht*, weil ich mich seelisch gar nicht veränderte. Ich war traurig. Denn wenn sie sich von einer Schwangerschaft eine Wandlung meiner Person versprachen, hieß das doch, daß sie mich so, wie ich war, nicht *gut* fanden!

Dann begannen die Vorwehen. Sie dauerten eine Woche, das kann beim ersten Kind vorkommen. Ich wollte nicht dauernd beim Arzt sitzen und mir wieder anhören müssen, daß es noch nicht soweit sei. Also beschäftigte ich mich krampfhaft mit etwas anderem. Zum Beispiel schrieb ich einen Brief an eine frühere Freundin meines Mannes, die er aus den Augen verloren hatte. Ich hatte sie nie gekannt, aber ich hatte angeblich so vieles mit ihr gemeinsam – vielleicht half mir das über meine Einsamkeit unter schwangeren Frauen hinweg. Ich wollte wissen, wie es ihr ging. So etwas fand ich wichtig. Als der Brief fertig war, platzte die Fruchtblase. Endlich kapitulierte ich und bestand darauf, in die Klinik gefahren zu werden.

Das frisch geschlüpfte Kind hat minutenlang auf dem Bauch der Mutter gelegen. Es hat den Zeigefinger der Mutter umklammert. „Das ist ein Reflex, das machen sie alle,“ habe ich dem staunenden Vater erklärt. Solche Erklärungen hörten die Anverwandten in den folgenden Stunden noch oft von mir. Ich brachte es einfach nicht fertig, gebührend zu staunen. Ich hatte doch schon mein Brüderchen großgezogen. Aber wenigstens das Stillen mußte doch ein neues und besonderes Gefühl sein, sagen die Männer, die es nicht haben. Gewiß, das Saugen des Kindes bewirkt ein Zusammenziehen der mütterlichen Gebärmutter und dadurch sexuelle Empfindungen. Ich fand es peinlich, sexuelle Gefühle zu haben, jetzt wo ich wochenlang keinen Mann

würde haben können. Irgendwie drängte sich das Kind da in etwas hinein, was nach meinem Empfinden nur zwischen mir und meinem Geliebten sein durfte.

Die Krankenschwester fragte mich, wo mein zweiter Waschlappen sei. Ich sah sie entsetzt an. Waschlappen? Ich hatte meine *Bücher* zu Hause liegengelassen, das war viel schlimmer. Ich geisterte durch die Klinikflure. Mein Mann hatte es besonders gut gemeint und mich in eine anthroposophische Klinik gefahren. Nur – dort gab es keine Krimis und keine Illustrierten.

Solange sie schreibt, bleibt sie wenigstens beim Kind

Das Kind ist übrigens ein Mädchen. Das wird mir in zehn bis zwanzig Jahren manches leichter machen, denn Mädchen werden schneller groß. Aber im Augenblick macht das Geschlecht wirklich keinen Unterschied. Das Kind ist für mich „das Kind“, und ich verstehe all die gefühlvollen Projektionen und Zukunftsträume nicht, die andere Frauen anscheinend mit dem Anblick eines neugeborenen Jungen oder Mädchens verbinden. Nein, ich glaube nicht, daß ich das Kind schlecht behandeln werde. Noch nicht. Noch bin ich jung und stark und neige dazu, mir bereitwillig alles aufzuladen, was man mir aufträgt. Nach dem Motto: Meinetwegen – wenn ihr mögt und es mich nicht zuviel kostet! Doch dann in den Nächten kriecht immer häufiger die Angst in mir hoch: Ist das, was ich da mache, nicht *grundsätzlich falsch*? Ich bin ja eigentlich gar keine Mutter. Ich bin eine Schauspielerin, die eine Mutter darstellt. Ich spiele meine Rolle gewiß nicht schlecht. Aber darf man das überhaupt – Mutter spielen? Die Mitmenschen setzen zwar voraus, daß man gewisse Rollen spielt, daß man gerade als Frau sehr oft so tut als ob, um sich nützlich und angenehm zu machen. Es ist selbstverständlich, daß die Kellnerin „Hat's geschmeckt?“ sagt und die Verkäuferin „Kann ich Ihnen helfen?“ Und nicht etwa: „Bist du endlich zufrieden, du alte Schrulle?“ Es wird sogar hingenommen, daß die Frau Leidenschaft vorspielt, um den Mann zu befriedigen.

Aber die Mutter, das ist die Ausnahme, die ganz große Ausnahme! Die Mutter muß den Wunsch nach einem Kind wirklich verspüren. Sie muß an dem Kind hängen. Sie darf Fürsorge nicht etwa nur vorspielen. Das Kind würde es merken und sich nicht richtig entwickeln, sagen Psychologen. Andere Mütter, so habe ich gesehen, gehört und gelesen, leben innerlich mit dem Kind, identifizieren sich mit ihm. Selbst wenn sie tagsüber berufstätig und außer Haus sind – oder gerade dann – gehören ihre Gefühle dem Kind. Muttergefühle, die wachsen, während die Beziehung zum Mann

mit der Zeit abkühlt. Und wenn alle menschlichen und ehelichen Bande zerbröckeln unter dem kritisch prüfenden Blick des modernen Egozentrikers, dann bleibt gerade die Bindung zwischen Mutter und Kind (oder – seltener – zwischen Vater und Kind) übrig als das einzige wahre Gefühl, das einzige unzerreißbare Band. So ist das bei all meinen Freunden und Bekannten gewesen. Nur bei mir ist das nicht so. Zwar bin ich brav zu Hause beim Kind geblieben, doch ich „sehe“ nicht nach ihm. Vielmehr vergrabe ich mich in meine Bücher oder klammere mich an allerlei kleine Besorgungen, die mein Mann mir aufgetragen hat. Zum Beispiel Briefe für seinen Verein adressieren und zur Post bringen. Die Briefe liegen beim Ausfahren im Kinderwagen zu Füßen des Kindes. Wenn das Kind schläft oder stundenweise bei anderen Leuten ist, blendet mein Gehirn den Gedanken an das Kind aus. Wenn die Nachbarin mich dann unvermutet nach dem Kind fragt, wird sie einen flüchtigen Schatten schreckhaften Erinnerens über mein Gesicht huschen sehen: Ach, stimmt ja, ich hab' ein Kind!

Mein Mann hat von Jugend an gehört, daß er sich auf eine Lohnarbeit spezialisieren muß, um seine Brötchen zu verdienen. Gern hat er es nicht getan. Schon sein Vater hat sich vergeblich gewünscht, einen eigenen Kleinbetrieb zu haben, schalten und walten zu können, statt „für fremde Leute“ zu arbeiten und immer dieselben genormten Handgriffe zu tun. Da beneidet der Mann nun die Frau. Die Frau hat die Chance, Gesamtkunstwerke zu schaffen, statt Stückwerk für fremde Leute zu tun. Die Gesamtkunstwerke heißen „eigenes Heim“ und „eigenes Kind“.

Mein Mann will keine Putzteufelin und auch keine persönliche Dienstmagd, bestimmt nicht! Er ist dazu erzogen, die Frau als Herrin des Hauses anzusehen. Es muß doch schön sein, Räume gestalten zu dürfen und dazu einen kleinen Garten zu haben – er selbst hat dafür nur am Wochenende Zeit. Gern würde er nur halbtags arbeiten gehen, um mehr Zeit für ein Gesamtkunstwerk „eigenes Heim“ zu haben, doch sein Chef läßt ihn nicht – mein Mann darf nur entweder ganz oder gar nicht arbeiten. Aber das Kind – es besteht aus Körper und Seele, es wird mit Vollwertkost ernährt, es lernt seine Hände gebrauchen, seine Sprache sprechen, es wird Musik hören und Blumen sehen und jeden Tag etwas Neues lernen – wenn das kein Gesamtkunstwerk ist, wo sonst soll man eines finden?

Mein Mann, sein Vater und mein Vater, so fremd sie einander sonst sein mögen, in einem sind sie sich einig: sie verstehen nicht, was Frauen zu Hause so schlimm finden. Sie verstehen zwar, daß es Frauen gibt, denen Hausarbeit einfach nicht liegt. Aber bei mir hat keiner damit gerechnet. Ich habe doch schon vorher Hausarbeit getan, sogar „für fremde Leute“, als Küchenarbeiterin einer Tagungsstätte. Da haben die Männer mich bedauert, während ich mich nie beklagte! Aber jetzt, wo ich ein Zuhause

habe, liege ich am hellen Tag nur noch im Bett, neben mir das Bettchen mit dem Baby und auf dem Nachtschrank eine Apparatur zum Milchwärmen, und nach der Fütterung falle ich gleich wieder ins Bett, und wenn man mich fragt warum, antworte ich mit dünner Stimme: „Es hat doch keinen Zweck ...“ Früher habe ich tagsüber in der Tagungsstätte gekocht und gespült und natürlich auch selber dort gegessen, und abends habe ich geschrieben. Jetzt mag ich nicht einmal mehr schreiben. Euch ist es ja egal, ob etwas gedruckt wird oder nicht. Ihr sagt bloß, ich solle doch mal wieder schreiben, weil ihr denkt: Solange sie schreibt, bleibt sie wenigstens beim Kind. Wie kommt es, daß ich Küchenarbeit in einer Tagungsstätte leisten konnte, ganzheitliche Haus- und Kinderpflege aber nicht?

Eine Frau kämpft um ihr Recht auf Spezialisierung, auf Stückwerk, auf entfremdete Arbeit. Sie sehnt sich gerade nach dem, was der Mann abschütteln möchte. Und eine Frau muß besonders dann um ihr Recht auf Stückwerk kämpfen, wenn sie weiß, daß sie selber seelisch eben *nicht* heil und ganz ist. Man kann zwar etwas für seine Psyche tun – man kann Symptome überwinden und Talente entwickeln, und das habe ich von Jugend an getan. Aber jene tiefe, tierhafte Gesundheit, die ihr Männer von uns Frauen erträumt, die läßt sich nicht herstellen, wenn sie nicht da ist. Meine Talente liegen als Einzelstücke nebeneinander. Ich kann Blumen abmalen oder bei der Kartoffelernte helfen, aber ich kann keinen Garten gestalten – ich kann ein Kind in Biologie und Mathematik unterrichten, aber ich kann es nicht lehren zu leben. Ich kann kochen, aber der Anblick einer essenden Familie macht mich nicht glücklich. Ich muß zusehen, daß ich meine Talente wieder so verkaufe, wie sie nun einmal sind: als Stückwerk oder stundenweise. Mein Mann findet einen Kleinverleger, für den ich zeitweise zu Hause arbeiten kann. Doch das Kind wird einsam sein, denn ich bin zwar zu Hause, aber kein Typ für Kleinkinderspiele – ebenso wenig wie mein Mann. Es ist besser, wenn die Kinder zu zweit sind, dann können sie miteinander spielen, statt sich an die Mutter zu klammern. Also ein Geschwisterchen, schlägt mein Mann vor.

Eigentlich hätte ich es vorgezogen, wenn mehrere Frauen in einem Haus je nur ein Kind hätten und dann ein gemeinsames Spielzimmer. Aber ich bin als Mitbewohnerin nur für ganz junge Mädchen attraktiv und manchmal für Männer. Frauen mit kleinen Kindern dagegen – das heißt, richtig bewußte Mütter, wie mein Mann sie sich gewünscht hätte für unsere Wohngemeinschaft – solche Frauen finden mich abstoßend. Sie spüren doch, daß ich die Veränderung nicht erlebt habe, die sie selbst durch das Kind erfuhren.

Mein Kind schreit nicht

Die Angst meiner Mutter damals, daß das neue Brüderchen aufwachen und schreien könnte, steht noch heute deutlich vor meinem inneren Auge. Nicht regen und nicht rühren durfte man sich, keine Türklinke klicken und keine Klospülung rauschen lassen. Denn wenn das Kind zur Unzeit, das heißt zwischen den Mahlzeiten, aufwachte und krakelte, konnte ich mir der übelsten Laune meiner Mutter gewiß sein. Natürlich wachte das Kind doch irgendwann auf und schrie – weil es sich einsam fühlte in der unheimlichen Stille des Schlafzimmers. Und da man es nicht einfach herausnehmen durfte, riß ich mit Schwung das Wägelchen oder Bettchen vorwärts und rückwärts und beobachtete, ob diese Erschütterung dem Brüderchen genügend imponierte, um es zum Schweigen zu bringen. ... Das war die Ahnungslosigkeit der Fünfziger-Jahre-Mütter. Die Mütter der Siebziger wußten es besser: das Kind schreit nicht, wenn man es immer bei sich hat. Und tatsächlich, mein Baby schreit nicht. Ich trage es immer bei mir – nicht aus Liebe, sondern damit es nur ja nicht schreit. Ich trainiere mich darin, ein Kind, das ich bei mir trage, völlig zu vergessen. Ich möchte nicht einmal mehr sein Gewicht wahrnehmen müssen. Denn meine Interessen – meine geistigen Interessen – liegen ganz woanders.

Zu meiner Zeit wurde es Mode, Mütter und Väter intensiv auf die Geburt und die erste Säuglingszeit vorzubereiten. Aber über das Zusammenleben mit dem etwas älteren, dem ein- bis dreijährigen Kind wurde nie nachgedacht. Darauf wurde man nicht vorbereitet. Die Fixierung auf die Geburt, auf den Säugling, auf das Stillen und Baden war geradezu geeignet, junge Eltern heimtückisch abzulenken von jenem künftigen ein- bis dreijährigen Kind, das noch nicht in den Kindergarten kann, aber bereits überall herumläuft und die Wohnung auseinandernimmt.

Die Witzblätter konzentrierten sich nach wie vor auf das brüllende Wickelkind der fünfziger Jahre – ich aber stellte fest, daß das kurze, mechanische Hungergeschrei eines Babies mir nichts ausmachte. Ein Baby ist leicht zufriedenzustellen. Ganz anders die Kinder zwischen eins und fünf! Diese Kinder verursachen im Wachzustand fast pausenlos Geräusche. Wenn sie mit einem Erwachsenen, meist der Mutter, allein sind – und das sind nun einmal die meisten deutschen Kinder in ihren ersten Lebensjahren – dann erproben sie an diesem Erwachsenen alle Rituale der Kontaktaufnahme und der Durchsetzung. Fragen, Betteln, Quengeln, Drängen, Nachsprechen und Falschsingen werden in endlosen winzigen Variationen wiederholt. Für jeden nicht geschwätzig veranlagten Erwachsenen muß das eine Qual sein. Deshalb setze ich in den kindergartenfreien Zeiten meine fast gleichaltrigen Kinder zusammen in

ein kindersicher eingerichtetes Zimmer und überlasse sie sich selbst. So können sie das Spielchen miteinander spielen statt mit mir – mit weniger Streß, aber auch mit geringeren Bildungschancen, da sie den Code des Mittelschicht-Erwachsenen nicht vor der Schulzeit kennenlernen.

Und trotzdem leide ich Qualen, wenn ich Kinderstimmen höre – weil Kinderstimmen so hoch sind. Die einheitliche Geräuschkulisse eines Schulhofes macht mir nichts aus. Maschinenlärm oder den Lärm von Halbwüchsigen spüre ich nicht. Aber die einzelne Kinderstimme, die da zankt, quengelt, kichert oder falsch singt, verursacht mir nagende Magenschmerzen. Es ist also eindeutig nicht die Lautstärke, sondern die Tonhöhe sowie die kindliche Artikulation, die mich quälen. Ich schlucke magensäurebindende Pasten, habe Angst, einen dauerhaften Schaden davonzutragen. Es kränkt mich, wie wenig Anteil die Mitmenschen an meinem Befinden nehmen. Sie scheinen zu glauben, daß ich mich zusammenreißen muß. Psychologisch versiertere Naturen glauben wohl an meine eigene Schuld am Kranksein, weil ich nicht die geforderte positive Einstellung zu einem Kinderlachen aufbringe.

Ich muß an meine Mutter denken. Sie ist seit der späten Geburt ihrer Kinder – nicht vorher – überempfindlich gegen jedes Geräusch, das nicht von ihr eingeplant ist. Sie hat sich deshalb seit Jahren von der menschlichen Gesellschaft isoliert. Ihre Lärmempfindlichkeit ist viel unspezifischer als meine. Könnte es sein, daß sie als moralisch erzogene Frau den Gedanken nicht zu denken wagte, daß ausgerechnet Kinder (und nur diese) sie krank machen? Hat sie es vorgezogen, sich zu opfern und rundum krank zu werden, um die Spuren der kleinen Täter zu verwischen? Später wurde meine Mutter aggressiv gegen jede Geräuschquelle, ob Kind, Mann oder Maschine. Ich habe dieses Aggressionspotential nicht. Ich verkrieche mich, wenn ich Kindergequieke höre, nur weinend im Bett.

Einige Eltern haben leider ein höheres Aggressionspotential als ich. Mit Unbehagen lese ich in der Zeitung von all denen, die ein Kind schwer, manchmal tödlich, mißhandelt haben, weil es „nicht aufhörte zu schreien“. Dieses nicht Aufhören zu schreien ist eine Eigenart, die das Menschenkind von fast allen Tierkindern unterscheidet. Das Menschenkind in Not ist unfähig zu warten und sich zurückzuziehen. Es erwartet sein einziges Heil vom Herbeirufen eines erwachsenen Menschen. Das Menschenkind ist ein geselliges Tier – bedingungslos und bis in den Tod. Zwar verhalten sich kleine Graugänse ähnlich, indem sie pausenlos ihr Wi-wi-wi rufen, was „Hier bin ich, wo bist du?“ heißt. Aber kein Mensch (außer Konrad Lorenz) hält kleine Graugänse in der Wohnung, während sehr viele Menschen kleine Kinder halten. Die Haustiere, die der Mensch hat, verhalten sich anders als Kinder. Wie viele

kleine Tiere warten stundenlang in Nestern und Höhlen, bis die Mutter ihnen das Futter bringt! Solange die Mutter weg ist, dürfen sie keinen Laut von sich geben, um keine Feinde herbeizulocken.

Und wie reagiert das Tier bei Schmerz und Verlangen? Man trete aus Versehen einem Hündchen auf den Schwanz. Es stößt ein herzerreißendes, aber kurzes Jaulen aus. Dann ist es wieder still. Lange ehe es Menschen gab, haben Tiere gelernt, daß man nicht auffallen darf. Wenn dagegen ein Menschenkind von seinem Brüderchen einen harten Gegenstand an den Kopf geworfen bekommt, dann schreit dieses Menschenkind gellend und ohne Pause. Selbst nachdem der Schmerz vergangen ist, schreit es weiter, um die Aufmerksamkeit der Mutter zu erregen. Und wenn ein Kind auf dem obersten Regalbrett eine Leckerei sieht, die man „nicht gleich, sondern später“ haben darf, dann bittelt, quengelt, jammert, weint das Kind – bis die Mutter es anschreit oder auf die Finger schlägt und ihm damit Anlaß gibt, in einer anderen Tonart weiterzubrüllen – jetzt nämlich nicht mehr aus Verlangen nach Genuß, sondern aus Schmerz und Wut. Manche Menschen sagen, daß Hunde laut sind. Aber hat man je einen kleinen Hund „Mama, haben!“ schreien gehört? Wenn Hunde etwas Freßbares sehen, geben sie keinen Laut von sich. Sie schauen ihren Herrn nur bittend an.

Es empört mich zutiefst, daß in Romanen und Filmen nur böse Menschen (meist Hauswirte) gegen Kinderlärm sind. Zum Ausgleich für die hohen Stimmen, die aus dem Kinderzimmer dringen, suche ich im Radio nach sonoren Männerstimmen. Ingesamt suche ich verzweifelt die männliche Atmosphäre als ein Gegengewicht zur kindlichen Atmosphäre. So werde ich wieder abhängig von einem Partner, an den ich mich klammern kann. Mein Streben nach einem eigenständigeren Leben als Frau muß ich aufschieben, bis die Kinder in die Pubertät kommen und nichts Kindliches an ihnen mich mehr veranlaßt, nach dem Mann als Rettungsanker zu greifen.

Vorläufig entwickle ich die Theorie, daß ich ein Recht darauf hätte, mit meinem Partner ein anderes Stockwerk zu bewohnen als die Kinder. So entdecken wir die Mansarde als unseren Platz zum Schlafen und Schreiben. Aber ich habe ein schlechtes Gewissen dabei. Denn wie viele andere Eltern haben gar kein zweites Stockwerk, noch nicht einmal in Form einer Mansarde? Ich suche Trost in einer zweiten Idee: ich beginne meine Reaktion auf hohe Kinderstimmen zu *beobachten*. Meine Magenschmerzen könnten ja ein interessantes Phänomen sein. Haben andere Frauen das nicht, oder sprechen sie nur nicht drüber? Ich beginne also, sozialwissenschaftlich bewanderte Bekannte anzurufen und ihnen von meiner ganz spezifischen Lärmempfindlichkeit gegenüber hohen Stimmen – Kinderstimmen und Zeichentrickfilm-Gequacke – zu erzählen. Ich gerate an die Falschen: Diese noch kinderlosen Studentinnen

sind im Herzen keine Wissenschaftlerinnen, die mein „Phänomen“ verlocken könnte, sondern verletzte, lebenslang liebehehnsüchtige Kinder voller Empörung gegen liebele Eltern und Autoritäten, und nun darf ich, die wenige Jahre ältere Frau, vor ihnen in die Rolle der bösen Mutter schlüpfen

Das dicke Kind

Das neugeborene Kind ist nicht dick – kein bißchen. Es kann es sich nicht erlauben, den Mutterleib mit zusätzlichen Fettpolstern zu belasten. Das Neugeborene hat keine Grübchen und lacht noch nicht. Es ist ernst und feierlich, ja heilig, es hat den Schädel eines Mahatma Gandhi und dazu lange, spinnendünne Fingerchen. Es spricht mein geistiges Ideal an. Deshalb habe ich zunächst keine ästhetischen Vorbehalte gegen das Baby und äußere auch keine Bedenken gegen den Vorschlag des Mannes, ihm baldmöglichst ein Geschwisterchen zu machen. (Denn arbeitslos bin ich nun so oder so, und wenn sie zu zweit sind, werden sie sich weniger an mich klammern.) Aber als das Kind etwa ein Jahr alt ist, sehe ich im Bus und anderswo immer häufiger Kinder seines Alters, die schon Babyspeck haben – Pausbacken, Grübchen, Wurstfingerchen, stämmige Beinchen und lautes, kehliges Lachen. Und mit wachsendem Entsetzen erlebe ich, daß diese Kinder vom Typ Zwiebackreklame bei anderen Menschen (besonders bei der älteren Generation) viel besser ankommen als mein ernsthaftes Baby vom Typ Mahatma Gandhi. Erwachsene laufen diesen rundlichen Kindern geradezu nach, versuchen ihnen ein Lachen zu entlocken. Ich nicht. Ich verspüre zunehmend aggressive Gefühle gegen die kleinen Wonnepoppen. Vor allem dann, wenn es sich um kleine blonde *Jungen* handelt, um künftige Herren der Schöpfung, die schon jetzt zu herrischem Auftreten ermutigt werden. Und mein aggressives Gefühl schwillt zu ohnmächtiger Wut an, wenn die Mütter dieser Kinder vergleichsweise klein und hager aussehen, so richtig ausgelutscht sind (in meinen Landkommunen-Kreisen war es üblich, so lange wie möglich zu stillen).

Meine Kinder können sich glücklich schätzen, daß sie Töchter sind und *nicht* dick. So bleibt ihnen die geballte Ladung meines Widerwillens erspart. Aber daß meine Kinder so gar keinen Babyspeck ansetzen, weckt das Mißtrauen der Kinderfreunde. Sie beobachten mich nun genauer und finden dadurch heraus, daß kleine Kinder in meinem Erleben nur eine Nebenrolle spielen können. Hinzu kommt, daß mein Mann und ich Vegetarier sind und auch sonst eher asketische, wenig sinnliche Naturen. Die besorgte Frage, was meine Kinder denn zu essen bekämen, nimmt bei Verwandten-

treffen immer breiteren Raum ein. Ich beginne zu wünschen, daß ich keine Kinder hätte. Ich habe mir stets das Zufriedensein der Gesellschaft mit mir gewünscht – ich bin damals als halbwüchsiges Mädchen so gelobt worden für meine Pflege des Brüderchens – und nun habe ich durch Kinderkriegen womöglich meinen Charakter verschlechtert statt verbessert! Mein Mann mag darüber philosophieren, daß ich diesen schlechteren Charakter (meine mangelnde Liebesfähigkeit) ja im Geheimen auch dann hätte, wenn es nie herausgekommen wäre – wenn ich mich niemals hätte an Kindern bewähren müssen. Ich schätze diese Art Philosophie nicht. Ich ziehe es vor, das Leben so zu organisieren, daß auch schlechte Menschen sich nützlich machen und von ihrer besten Seite zeigen können.

Unzählige Frauen plagen sich mit der Angst vor dem eigenen Dickwerden. Aber hat je eine Frau wie ich Angst gehabt, daß ihre Kinder dick werden? Gibt es eine stellvertretende Magersucht? Dicke Kinder haben zahlreiche literarische Negativ-Vorbilder. Für die an Roman und Film geschulte Frau ist es also doppelt schwer, sich in das Babyspeck-Ideal von Omas ein- bis vierjährigem Enkel zu fügen. Denn Kinderromane handeln normalerweise von Kindern im Schulalter, die schon anfangen haben, sich in die Länge zu strecken, und wenn da ein dickes Kind dazwischen ist, ist es meistens dumm dran. Mein Klassiker unter den häßlichen Kindern ist „Das dicke Kind“, eine Kurzgeschichte von Marie Luise Kaschnitz. Da gleicht das dicke Kind einer bleichen, gefräßigen Raupe. Wenn ich meine Kleinkinder zum Essen rufe, denke ich bereits: „Na, ihr Raupen, wollt ihr schon wieder was?“ Es fällt mir leicht, mit ernährungswissenschaftlichen Argumenten zu prunken, wenn ich erklären soll, warum meine Kleinkinder kein Gramm Fett zuviel haben. Aber das ist nur die halbe Wahrheit. Der eigentliche Grund ist, daß die Fütterungszeremonie von zweijährigen Kindern mich heftig anwidert, und daß ich ihnen deshalb nur noch drei statt fünf Mahlzeiten anbiete, um ganz sicher zu sein, daß sie Hunger haben und essen, also ohne Überredungskünste, ohne pädagogische Mätzchen von Seiten Erwachsener essen.

Wie verschieden die Menschen auf ein essendes Kleinkind reagieren! Meine Mutter ist damals „schier ausgerastet“ wegen mir, denn ich hatte mit zwei bis drei Jahren nervöse Schluckbeschwerden; ich erinnere mich heute noch deutlich an das Gefühl, nur fehlte mir damals das Wort, um mein böses Nichtessen zu rechtfertigen. Jeder hatte Angst, ich bliebe zu dünn – und ausgerechnet ich finde heute mollige Kinder häßlich! Übrigens auch mollige Männer. Meine Kinder sind zum Glück nicht mollig. Ich schimpfe auch nicht, wenn sie kleckern. Mein Mann nervt mich, wenn er meint, man dürfe sie nicht herummanschen lassen, sondern müsse sie füttern, bis sie

„reif“ seien, richtig manierlich zu essen. Ich finde aber, daß meine Töchter für ihr Alter schon sehr manierlich essen! Es ist also keine Sauberkeitswut bei mir, sondern etwas anderes, was mich beunruhigt. Ich fürchte – den Anblick von Genüßlichkeit beim Essen. Ich fürchte mich vor allem vor dem Anblick älterer Personen, die ein Kind genüßlich füttern – dem Kind Zucker drantun, den sie selbst zu ihrem Bedauern nicht essen dürfen, und beim Einschieben des Löffels den eigenen Mund mit aufmachen vor lauter Sympathie.

Ich empfinde vielleicht „pfui“ wie eine alte Dame, wenn sie ein Erotik-Poster sieht, nur ich empfinde dies eben nicht bei Sex, sondern bei Schleckerei. So wie andere vor der Sexualität junger Leute zurückschrecken, so schrecke ich vor der „Oralität“ von Kindern zurück, wenn sie jenseits des Stillalters noch sichtbar wird. Ich glaube, daß die heutige konsumorientierte Lebensweise die Saug- und Schleckphase des Menschen künstlich verlängert, während ich selbst mich immer so danach geseht habe, schon in jungen Jahren ein schönes, unabhängiges erwachsenes Tier zu sein.

Haut und Haar

Als ehemalige Biologiestudentin kenne ich das Kindchen-Schema, das für Menschenkinder gleichermaßen gilt wie für Säugetier- und Vogelkinder: Babies unterscheiden sich von Erwachsenen durch große runde Köpfe auf kleinen Körpern, durch hohe gewölbte Stirn, Pausbacken, runde Augen, kurzes Näschen und tapsige Bewegungen. Ein solches kleines Wesen zu lieben, zu Herzen oder zumindest zu schonen sei dem Menschen wie dem Tier angeboren, so steht es geschrieben. Wenn ich Kinder zwischen einem und drei Jahren nicht attraktiv, sondern abstoßend finde – was ist dann mit meinem Kindchen-Schema passiert? Auch in mir wirkt dieses Schema durchaus. Wenn ich durch den Park gehe, beuge ich mich lächelnd über jeden Yorkshire-Terrier (das sind diese langhaarigen, kurzbeinigen kleinen Hunde), und der Anblick flauschiger braungefleckter Stockenten-Küken versetzt mich in Ekstase. Nur bei Menschenbabies passiert mir das nicht. Weil sie kein Fell haben – und keine fellähnlichen Flaumfedern.

Die Bürgerfrauen früherer Zeiten stellten sich Babies in Schleifchen und Schleppen und Spitzen gehüllt vor. Sie verbrämten die Nacktheit mit einem künstlichen Federkleid, denke ich unwillkürlich. Doch unser zentralgeheiztes Zeitalter will nackte Baby-Sinnlichkeit, will Baby-Gymnastik und glucksendes Babybad unter Mamas und Papas Händen. Was wird dabei aus denjenigen Eltern, denen das zuviel Haut ist?

Wo sollen sie ihren Streß, ihr Unbehagen hinstecken angesichts all der verordneten und aufgesetzten keimfreien Sinnlichkeit in der Kinderpflege? Als Fünfjährige fragte ich einst, ob Babies „nackig oder angezogen“ aus dem Bauch der Mutter kämen. Ich wollte damit ausdrücken, daß ich angezogene Babies hübscher fand. Genau wie meine Mutter vor mir. Als modernes Mädchen hatte ich keinerlei Vorbehalte gegen den Anblick der Geschlechtsorgane. Ich verstand nie, warum jenes pulsierende, aufgeblasene Organ da unten, das die armen Jungen quälte, ein Gegenstand meiner Angst oder meines Neides sein sollte. Aber große Flächen weißer Haut von unbehaarten, womöglich dicken europäischen Menschen, die fand ich ekelhaft. Auch zu diesem Fall habe ich nach einigem Suchen eine Buchheldin gefunden, die ähnliches erlebte: In Pamela Zolines Kurzgeschichte „Der Hitzetod des Universums“ badet eine Hausfrau kurz vor dem Durchdrehen ihre kleinen Kinder. Dabei wird ihr bewußt, wie unattraktiv ihr die nackten rosa Körperchen ohne jede Behaarung erscheinen. Viele Mädchen und Frauen finden braunhäutige Kinder (und braunhäutige, südländisch-orientalische Männer, also potentielle Erzeuger!) hübscher als weißhäutige. Braunhäutige Menschen kommen einem weniger nackt vor.

Ich hasse auch glatte, weiche, eingecremte Haut. Ich habe das Gefühl, darauf auszurutschen, wenn man einander anfaßt! Erst dieses Einölen des Bauches gegen Schwangerschaftsstreifen. Dann diese Baby-Eincremerie. Und zu allem Überfluß wird es auch noch gerade während meiner Familienphase Mode, daß Erwachsene, auch Männer, sich alle möglichen Ölchen schenken lassen. In meinen Tagträumen habe ich eine feste, ledrige, unverletzliche Haut wie eine alte Indianerin. Wollen denn die Männer etwa, daß Frauen sich im Gesicht *wie ein Baby* anfühlen? Das braucht man doch beim Sex gar nicht.

Andere Eltern

Die Schwiegermutter hat geschrieben, daß Gudrun und Hans sich scheiden lassen. Das ist ein Schock für meinen Mann. Hans ist sein Freund aus Kindertagen. Gute Schüler waren beide, aber Hans hatte einfach die besseren Nerven. Er konnte das Abitur machen und Apotheker werden. Hans und Gudrun heirateten zehn Jahre vor uns; Gudrun ist ja auch kein junges Ding wie ich, sondern so alt wie Hans. Mein Mann wurde Pate bei ihrem ersten Kind. Gudrun und Hans – ihre Fotos, ihre Briefe, ihre Lebensgeschichte und ihre Vorbildlichkeit hatten von Anfang an wie eine drohende Wolke über uns gestanden, als wir zusammenzogen und heirateten. Es war Hans, der

bei den Geburten seiner Kinder dabei war. Es war Hans, der täglich meilenweit fuhr, um ihnen frische Ziegenmilch zu besorgen. (Und die Umweltverschmutzung durch seine Autoabgase???).

Nach der Geburt des ersten Kindes ging Hans das ganze erste Jahr abends nicht aus, damit seine Frau ebenfalls ohne Bedauern abends zu Hause blieb. Dann suchte er mit großer Sorgfalt eine Babysitterin aus – keine wechselnden Leute wie bei mir, sondern eine feste Bezugsperson. Beim ersten Mal kam diese Frau nur zu ihnen, um mit dem Kind zu spielen, und das Kind war begeistert. Beim nächsten Mal wollten die Eltern im Ernst weggehen. Aber als das Kind sah, daß sie ihre Mäntel anzogen und zur Tür gingen, fing es an zu plärren. Es wollte eben am Abend alle seine Lieben versammelt wissen.

Gudrun bekam ihr erstes Kind erst mit dreißig, nachdem sie Hans schon vier Jahre kannte. Und irgendwo spukt es noch im Kopf einiger Frauen herum, daß auch ich, wenn ich gewartet hätte bis dreißig, oder wenn ich meinen Mann länger gekannt hätte oder gar einen tüchtigeren als ihn gefunden hätte – oder vielleicht sogar, wenn ich später mal mit über dreißig ein weiteres Kind wollen würde –, daß ich meinen Körper und mein Kind dann richtig lieben und beobachten und zu schätzen wissen würde, was ich jetzt nicht kann. (Ich glaube nicht daran. Aufschieben hat bei mir noch nie etwas besser gemacht.)

Gudrun konnte gleich nach der Geburt nach Hause. Sie hatte sicher Wochen vorher ihre Wäscheschränke liebevoll geordnet, so daß meine Schwiegermutter (die zur Nachpflege für einige Tage zu ihr kam, damit die junge Mutter noch liegen konnte) mit einem Griff alles fand. Gudrun hat fast sechs Monate lang gestillt, ich brachte es gerade mal auf sechs Wochen. Gudrun hat ihre Kinderzimmer eigenhändig tapeziert. Und die vielen Zimmerpflanzen, die Gudrun sich kaufte und dann wieder verschenken mußte, weil ihr kleines Mädchen die Hydrokultur-Kügelchen aß! Ich habe nie den Nerv für Zimmerpflanzen gehabt. Ich übersetze für meinen Verleger jetzt Pflanzenbücher, aber *besitzen* kann ich Pflanzen nicht.

Gudrun hat eine Spülmaschine angeschafft, damit sie nachmittags Zeit hat, mit den Kindern zu spielen. Die Spülmaschinenwerbung sagt ja auch, daß die Frau mit Spülmaschine mehr Zeit für die Kinder hat. Nicht, daß sie etwa studieren oder im Garten arbeiten wollen soll. Gudrun bringt ihre Kinder in den Kindergarten, aber natürlich nur vormittags; Ganztagskindergärten lehnt sie ab. Und natürlich geht ihre Älteste inzwischen auf die Waldorfschule. Und dann? Gudrun hat zuviel Geld zum Fenster rausgeworfen und ihren Mann vernachlässigt, sagen die Leute. Und der Mann hat dann eine andere kennengelernt. ... Natürlich behält sie die Kinder und das Haus,

das noch nicht abgezahlt ist. Mein Mann starrt auf den Brief. „Der zahlt jetzt,“ sagt er, „der zahlt bis an sein Lebensende.“

Und ich weiß nicht, was ich empfinden soll. Schadenfreude? Oder eher ein Frösteln – die Angst, daß auch wir eines Tages geschieden werden?

Bettzeit

Zu meinen frühen und zahlreichen beruflichen Erfahrungen zählen auch ein Kindergartenpraktikum sowie eine Betreuungsmaßnahme für behinderte Jugendliche. All diese Kinder habe ich nie als Belastung empfunden – ganz einfach, weil ich ihnen um fünf Uhr nachmittags Adieu sagen konnte. Nie mußte ich an ihren Betten sitzen, bis sie einschliefen, und nie mußte ich sie bei mir im Ehebett haben. Gern las ich auch Bücher über Pädagogik, am liebsten über Kinder im Kindergarten, in der Hausaufgabenhilfe, im Ferienlager oder im Kibbuz. Bücher über Eltern (also über Paare mit einem Kind) schien ich instinktiv weniger gern zu lesen. Trotzdem habe ich viele Eltern kennengelernt. Denn da ich die Disco-Phase völlig übersprungen habe und schon mit zwanzig den Abend lieber in ruhigem, ernsthaftem Gespräch verbrachte, waren und sind meine Bekannten meist zehn Jahre älter als ich.

Mit wachsenden Unbehagen beobachte ich die Bett-Zeremonien der Kinder im Bekanntenkreis. Ich erinnere mich dabei an unangenehme Szenen mit dem allzu viel jüngeren Bruder, der ohne mich oder vor mir nicht ins Bett wollte. Später denke ich auch an den Vater, der abends an meinem Bett vorlas, als ich vier war – was sicher die ewige Aggressivität der Mutter gegen mich vermehrte, denn der Vater war seit ihrem Kränkeln und ihrer selbstgewählten Isolation ihr einziger Gesprächspartner, und nun mußte sie auf ihn warten, bis ich endlich einschlief! Zu keiner Tageszeit zeigt sich der rücksichtslose Überlebenswille kleiner Kinder so ungeschminkt wie beim Zubettgehen. Das Kind will den Tag nicht preisgeben. Da es selbst so schmachvoll abhängig von den Eltern ist, will es auch nicht, daß Vater und Mutter ohne das Kind weiterleben. Es erfindet nie enden wollende Rituale, um die Eltern in seinem Zimmer festzuhalten.

Ich bekomme die kalte Wut, wenn ich Leute anrufe, die man zwischen sieben und neun Uhr abends nicht anrufen darf, weil dann ein Elternteil an einem Bettchen sitzt und betet, daß das Kind einschläft, bevor auch für die Erwachsenen der Tag gelaufen ist. Ich kann einfach nicht glauben, daß dieses Gefühl sinnlosen Wartenmüssens bei dem derart unterdrückten Erwachsenen ohne Folgen bleibt. Entweder wird er lernen,

das Kind zu hassen, oder er wird seine schlechte Laune am Partner auslassen. Ich habe mir geschworen, daß uns das nicht passieren darf!

Ich lege zwei fast gleichaltrige Töchter in ein gemeinsames Bett, und siehe da, weil sie zu zweit sind, haben sie keine Angst und rufen niemals nach den Eltern! Ich verlange von ihnen, daß sie ab sieben Uhr ruhig sind und selbstverständlich auch nicht fernsehen, aber ich verlange nicht, daß sie schlafen. So schlafen sie von selbst ein. Als sie älter sind, wollen sie natürlich manchmal beide aufbleiben, oder ich selbst verpasse, in eine Arbeit oder in ein Gespräch mit meinem Mann vertieft, den rechten Zeitpunkt, wo sie zum Schlafengehen überredet werden könnten. Dann liegen sie plötzlich zusammengerollt und schlafend irgendwo im Raum und werden aufgesammelt. Da unsere Altbauwohnung selten warm genug ist, um Kinder erst lange im Schlafanzug und barfuß herumhüpfen zu lassen, schlafen sie manchmal in Kleidern ein, und man kann nur noch ihre Schuhe ausziehen.

Erst viel später in der Schulzeit werde ich Konflikte mit Autoritäten bekommen, weil meine Töchter auf diese Weise kein abendliches Ritual von Körperpflege verinnerlicht haben – das heißt, bis zur Pubertät haben sie sich immer nur dann vor dem Schlafengehen gewaschen, ausgezogen und in ein ganz bestimmtes Bett gelegt, wenn ihnen dies ausdrücklich befohlen wurde.

Niemals möchte ich erleben, was meiner Freundin Karin passiert ist. Sie hat im Abstand von je fünf Jahren drei Jungen bekommen. Der Jüngste, zwei Jahre alt, ist hyperkinetisch und klettert bis in die Nacht hinein immer wieder aus seinem Gitterbett, das im Elternschlafzimmer steht. Meist ist es der Vater, der abends am Bett des Kleinen Wache sitzt, denn die zarte Mutter liegt mit Kreislaufstörungen oder Depressionen darnieder. Aber einmal, *einmal* wollten die Eltern am Abend ausgehen. Der älteste Sohn kümmerte sich grundsätzlich nicht um familiäre Belange, doch der zweite Sohn, acht Jahre alt und sehr lieb, erklärte sich bereit, auf das Brüderchen zu achten.

Um elf Uhr nachts ging Karin nach Hause, etwas früher als ihr Mann. Sie fand das Zimmer des Achtjährigen leer und das Elternschlafzimmer von innen verschlossen. Ärgerlich pochte sie an ihre Schlafzimmertür. Keine Antwort. Sie rief den Namen des achtjährigen Sohnes, sie schrie, sie hämmerte gegen die Tür, daß die Nachbarn zusammengelaufen kamen. Da Karin weder ihren Mann telefonisch zu erreichen noch die Tür aufzubrechen vermochte, rief sie die Polizei. Die Ordnungshüter kamen und brachen die Tür auf. Der Achtjährige lag im Elternbett, das Zweijährige auf dem Arm. Sie waren nicht tot. Sie schliefen nur friedlich. Was war passiert? Das Brüderchen hatte keine Ruhe gegeben im Gitterbett, und um seinem Auftrag zu genügen und

gleichzeitig Schlaf für sich selbst zu finden, hatte der Achtjährige gegen zehn Uhr klugerweise beschlossen, mit dem Kind zusammen in das nächstgrößere Bett zu steigen. Warum er aber abgeschlossen hatte, vermochte er nicht mehr zu sagen. Und zum Abschied wiesen die Ordnungshüter die Mutter zurecht, weil sie „die Kleinen“ alleingelassen hatte.

Weibliche Berufe

Karin hat allen Grund zu Kreislaufstörungen und Depressionen. Ein hyperkinetische Kind, ein „Zappelphilipp“, ist für niemanden leicht, aber für eine introvertierte Frau wie Karin muß es besonders schlimm sein. Kleine Kinder müssen nach außen gehen, müssen die Welt ertasten und erobern, wie man so schön sagt. Kleine Jungen betreiben das Erobern noch gründlicher als kleine Mädchen, und Hyperkinetiker betreiben es mit besonderer Ruhelosigkeit. Eine Mutter wie Karin kann da weder contra geben noch herzlich mitspielen. Sie kann sich nur frierend ins Bett flüchten.

Karin sagt, daß sie den Kleinen liebt. Ich kann nicht in ihr Herz schauen, aber vielleicht spricht sie ja die Wahrheit, vielleicht ist sie tatsächlich ein besserer Mensch als ich und wäre völlig glücklich mit ihrem Kleinen, wenn er doch nur schmusig auf dem Sofa sitzen würde mit ihr und von seiner pädagogisch gebildeten Mutter lernen würde, wie man spricht und singt und die Finger bewegt, statt besinnungslos wie eine Aufziehmaus durch das Zimmer zu rasen und Schubladen herauszureißen. Wenn er nur endlich in den Kindergarten käme! Warum gibt es keine Kindergärten für Zweijährige? Zweijährige möchten durchaus miteinander spielen. In einem kindersicheren Spielzimmer können sie stundenlang umeinander herumkugeln und ihre Mutter oder Betreuerin völlig vergessen – vorausgesetzt, man nimmt ihnen alle harten Gegenstände zum auf-den-Kopf-hauen weg.

Bei dem dreizehnjährigen Ältesten kann Karin auch nicht landen. Er ist hochbegabt und ein guter Schüler, aber er hat seinen untüchtigen Öko-Eltern längst eine Absage erteilt. Er steht auf Bügelfalten, täglichen Wäschewechsel und ausländerfeindliche Sprüche. Das pädagogisch wertvolle Spielzeug seiner kleinen Brüder hat er verkauft, um sich einen eigenen Gebrauchtfernseher zu leisten.

Der bereits erwähnte mittlere Sohn ist lieb – aber der Vater will einen Sportprofi aus ihm machen, und Karin haßt Sport! Was wird aus ihr, wenn der Jüngste endlich in den Kindergarten kommt? Ich könnte mir Karin in einer Gärtnerei vorstellen oder in einer Spielzeugfabrik, an irgendeinem Ort also, wo sie still zwischen schönen

Dingen stehen und ihre Hände regen kann. Aber nein, Karin will was mit Menschen. Seit Jahren studiert sie neben den Kindern hartnäckig weiter vor sich hin, um doch noch Lehrerin an einer Grundschule zu werden. Hat sie denn noch nicht genug von Kindern? Und Karin siegt! Sie macht ihr Examen mit Eins und wird, zunächst mit verminderter Stundenzahl, an einer Grundschule glücklich.

Zu Hause hat sie sich nur als Objekt zwischenmenschlicher Querelen gefühlt: die Söhne lehnen sich gegen die gesunde Ernährung auf, hindern sie systematisch am Telefonieren mit Freundinnen oder versuchen, den Vater auf ihre Seite zu ziehen. Aber nun in der Schule endlich mit Kindern etwas „Richtiges“ tun dürfen! Das heißt, sehen zu können, wie Kinder ihre kleinen Hände und Münder zu geordnetem, sinnvollen Tun bewegen. Vor allem die Mädchen und die brav erzogenen Aussiedlerkinder sind da viel ansprechbarer als Karins Söhne. Ich hätte an Karins Stelle die feige Flucht ins Kunsthandwerk vorgezogen oder sogar in einer Markthalle geschuftet, aber Karin hat rechtbehalten: nur durch einen Erfolg als Grundschullehrerin konnte sie vor sich selbst den schmerzhaften Mißerfolg mit den eigenen Söhnen wettmachen. Mit diesem Erfolg in der Tasche kann sie die Söhne am Abend getrost dem Vater überlassen, der ebenfalls berufstätig, aber belastbarer ist. Und da der Vater sich Kinder wünschte, ist er sicher auch nicht ganz unschuldig an der Tatsache, daß eine zerbrechliche Frau mindestens ein Kind zuviel bekam.

In der Zeitung lese ich über die Frau im Beruf und kriege jedesmal Komplexe. Anscheinend soll die junge Frau von heute Automechanikerin *und* Mutter werden. Was wird aus Frauen wie Karin und mir, die einerseits an weiblichen Berufsvorlieben festhalten – aber andererseits nicht zur Mutter geboren sind? Angeborene Wesensunterschiede zwischen Mann und Frau sind heiß umstritten. Mancher Mann möchte, daß es sie gibt um jeden Preis, und manche Frau leugnet sie, weil nicht sein kann, was nicht sein darf. Aber diejenigen Menschen, die an Unterschiede glauben, nehmen die besondere Fürsorglichkeit des weiblichen Wesens immer zugunsten der Kinder in Anspruch. Und selbst diejenigen Frauen, die alle Begabungsunterschiede zwischen den Geschlechtern verneinen (etwa einen angeborenen Vorsprung von Männern in Technik und Mathematik ablehnen) – selbst diese Frauen meinen oft, daß Frauen „das Leben“ und die Kinder mehr lieben als Männer. Was wollen diese Frauen sein? Super-Frauen, Super-Mütter, die jede Funktion erfüllen können und die Männer (wegen ihrer nachweislich stärkeren Armmuskeln) nur noch für die städtische Müllabfuhr benötigen? Ich erlebe es anders: Ich spüre einen Wesensunterschied zwischen den Geschlechtern, wie auch immer er entstanden sein mag. Doch ich glaube, daß gerade die Besonderheit der Frauen nicht immer ihren Kindern dienlich ist.

Unsere weibliche Liebe zu schwachen Wesen! Da gibt es aber nicht nur Kinder, sondern auch Pflanzen und Tiere, die wir lieben können. Alle Bauern und Hirten haben von dieser Liebe profitiert. Ein Mädchen empfindet spontane Freude daran, überzählige Ferkelchen und Schäfchen auf den Arm zu nehmen und mit der Flasche großziehen, auch wenn der Verstand genau weiß, daß das Tier irgendwann verkauft oder aufgegessen werden muß. Ich selbst galt gerade wegen meiner Tierliebe als ein mütterliches Wesen. Wie es kommen kann, daß eine Frau Tiere schöner findet als Kinder, habe ich vorn (in *Mein Kind schreit nicht* und *Haut und Haar*) bereits zu erklären versucht. Dann die Sozialfrau, die unbedingt „etwas mit Menschen“ machen will! In einem sozialen Beruf hat sie die Chance, sich auf ein bestimmtes Klientel zu spezialisieren. Sie muß wählen, was sie am besten kann

- Kleinkinder, größere Kinder, Jugendliche oder Erwachsene
- Mädchen, Frauen, Schwangere
- Fremde, Flüchtlinge
- körperlich oder psychisch Kranke
- Hilfe durch Reden oder durch Arbeit mit den Händen
- Hilfe durch Mitgefühl oder mehr durch Information

Das Recht auf Spezialisierung ist wichtig, denn ich würde mir nie anmaßen, einem unbekanntem selbstgemachten Wesen (Junge oder Mädchen, krank oder gesund) die optimale Betreuung von der Eizelle bis zum Abitur anzubieten. Die Sozialfrau hat zwar eine bestimmte Auswahl von Menschen zu betreuen, aber keinen bestimmten Menschen. Die betreuten Personen wechseln nach Tagen, Monaten oder Jahren. Bei der Familienfrau ist es umgekehrt: sie muß nehmen, was kommt – Alte und Babies, Jungen und Mädchen, Hochbegabte und Behinderte – aber innerhalb des einmal vorhandenen Bestandes wird nie mehr gewechselt – diese Menschen muß man behalten bis zum Lebensende. Eine angstmachende Vorstellung.

Die Sozialfrau hat es mit schwierigen Fällen zu tun. Wie kannst du dich bloß mit solchen Menschen abgeben, heißt es dann. Aber eine Sozialfrau kann einen Menschen, dem sie eingeständenermaßen wirklich nicht helfen kann, abgeben an eine andere Abteilung. Eine Familienfrau kann das nicht. Eine Sozialfrau muß immer damit rechnen, daß einige ihrer Leute „nicht wieder werden“. Schwerkranke, Schulversager, Selbstmörder, Rückfällige. Aber sie kann sich damit abfinden, indem sie an die anderen denkt, die wieder geworden sind. Eine Familienfrau dagegen hat heute ein bis drei Kinder. Wenn diese wenigen ihr nicht gelingen, gibt es keinen Trost mehr.

Bei Verwandtentreffen, vor allem auf dem Land, kann man manchmal noch Menschen erzählen hören, die in ihrer Jugend sechs oder sieben Geschwister hatten.

Und da ist dann nicht nur eins dabei, was an Diphtherie starb oder eins, was durch den Krieg umkam. Viel aufschlußreicher ist für mich, daß da einer ein bißchen doof war, daß eine krumm war und keinen Mann fand, oder daß eine ins Kloster ging und einer sich von den Eltern abwandte. Das ist dann alles tragisch, aber im Grunde nicht so schlimm – wichtig ist, daß einer das Zeug hatte, den Besitz zu verwalten, und einer oder eine die süßesten Enkelkinder einbrachte und einer den Aufstieg schaffte, vielleicht Doktor wurde. Diese Art, Menschen zu produzieren und unbewußt in Kauf zu nehmen, daß ein Teil Ausschuß ist, empört uns heute mit Recht. Jeder einzelne Mensch hat ein Recht auf eine ausgestaltete, vom Familienschicksal unabhängige Biographie. Deshalb werden wir Frauen nie zur kinderreichen Familie zurückkehren, sondern die drückende Last der Verantwortung des einzelnen für seinen Werdegang lieber mildern durch soziales Teilen und öffentliches Betreuen.

Für Berufe mit Menschen braucht die Frau Sprache. Für einige Frauen werden die Werkzeuge „Wort und Schrift“ so interessant, daß die Menschen darüber in den Hintergrund treten. Kleine Mädchen lernen früher sprechen und häufig auch früher schreiben als Jungen. Mädchen studieren häufiger Fremdsprachen, lesen mehr Romane und Gedichte, schreiben mehr Briefe und Tagebücher. Frauen schreiben auch seit Jahrhunderten selber Romane und Erzählungen. (Nur am Theater haben sie sich kaum durchsetzen können, da das Schauspiel mehr mit Politik und Repräsentation und mit Beherrschung von Raum zu tun hat, weniger mit den Gefühlen im Inneren von Individuen.)

Die weibliche Liebe zur Sprache mag ursprünglich ausschließlich den Kindern zugute gekommen sein. Von der Mutter lernt das Kind sprechen. Das Kind braucht eine Person, die Lust hat, viele Worte zu machen und auch scheinbar belanglose Geschichten immer wieder zu erzählen, um dem Kind die Sprache einzuprägen. Bei schriftlosen Völkern, beispielsweise nordamerikanischen Indianern, waren Mutter und Großmutter nicht nur für das Sprechenlernen des Kleinkindes, sondern für die gesamte mündliche Weitergabe von Wissen an die Mädchen und die kleineren Jungen zuständig. Doch wie die Liebe zu Tieren und Menschen kann auch die Liebe zu Sprache und Wissen sich verselbständigen und von Kindererziehungszwecken unabhängig werden. Ich kenne eine Frau, die fließend drei Sprachen spricht, aber ihr dreijähriger Sohn spricht noch gar keine. Für eine wortkundige erwachsene Frau wie sie muß es eine Qual sein, den ganzen Tag Nein-Doch-Zwiesgespräche mit einem Dreijährigen zu führen. Da möchte sie für diese Stufe der Spracherziehung lieber eine zwölfjährige Babysitterin einsetzen – oder eine Märchenkassette.

Bücher bieten der Frau eine höhere Stufe von Sprache: das Wort wird lautlos aufgenommen und ertönt nur noch im Inneren des Gehirns. Für die lesende Frau, die sich in vielen Familien nicht zurückziehen darf, ist es deshalb eine Zumutung, dem Aufprall des Lärms von Kindern (und von Kinderfernsehen) ausgesetzt zu sein. Ich glaube, daß gerade für einen sprachbegabten Menschen verstümmelte kindliche Sprache schlimmer klingt als Maschinenlärm.

Zwei Welten

Kinder, Jugendliche und Erwachsene leben in drei verschiedenen Kulturen.

Es ist ja nicht einfach so, daß kleine Kinder nur niedlichere, schwächere oder dümmere Ausgaben von Erwachsenen sind. Sie leben in ihrer eigenen Kultur, die durch Spielzeug und Bilderbücher, Konsumwerbung, Fernsehen, Kindergarten und Grundschule geformt wird. Es ist auch nicht so, daß man die Kinderkultur ins Kinderzimmer verbannen kann wie in den englischen Romanen des vorigen Jahrhunderts, wo die Kinder mit der Gouvernante essen statt mit den Eltern. Kinderkultur durchdringt heute die gesamte Wohnung und Freizeit der Eltern. Erst bei der Jugendkultur ist es dann wieder so, daß der Jugendliche sich freiwillig in sein Zimmer und seine Kreise zurückzieht und die Eltern die Wahl haben, ob sie aus eigenem Antrieb an der Jugendkultur teilhaben und ihre Kinder um Einweihung bitten möchten oder nicht.

Wer an die Wände und in den Kühlschrank junger Eltern schaut, kann herausfinden: wieviel Zentimeter Boden hat das Erwachsenenleben in dieser Wohnung noch? Haben die Erwachsenen bereits kapituliert? Oder haben sie aus eigenem Antrieb eine Schein-Kinderkultur für alle Beteiligten aufgebaut?

Die meisten Kinder verstehen Nahrung grundsätzlich anders als die meisten Erwachsenen. Es genügt nicht zu wissen, daß Kinder keinen Spinat mögen und zu viele Süßigkeiten essen. Kinder wollen ein ganz festes Repertoire, eine genaue Auswahl von Speisen, die viel mehr nach ihrer Konsistenz (also nach dem Kau- und Schluckgefühl) als nach dem Geschmack ausgewählt werden. Geschmacklich ist das Kind relativ desinteressiert und scheint nur Salz, Zucker und Fruchtgeschmack zu kennen. Jedes Kind wählt seine ganz eigene Speisekarte, allerdings gibt es einige Favoriten, die von fast allen Kindern gegessen werden, etwa Nudeln, Kartoffeln, Äpfel und Bananen. Ein Professor Pudel von der Universität Göttingen, auch Ernäh-

rungsberater der AOK, hat ganze Diplomarbeiten schreiben lassen über das Thema, was Kinder essen und was nicht.

Für den bewußt erwachsenen Menschen besteht die Zumutung nun nicht darin, daß das Kind mal ein paar Speisen wegläßt, in denen wertvolle Nährstoffe sein könnten. Die Zumutung besteht vielmehr im strikt konservativen Speiseplan des Kindes. Das Kind ißt nur Edamer und Streichkäse, niemals eine edlere Käsesorte. Es ißt Kopfsalat und Tomaten aus holländischen Gewächshäusern, aber nie Endivien, Sellerie und Rote Beete, die das ökologisch angemessene Wintergemüse wären. Es läßt sein geliebtes Rührei stehen, nur weil diesmal ein paar Kräuter dran sind. Das Abwechslungsbedürfnis, das selbst den genügsamsten Mann veranlaßt, sich über eine neue Soße zu freuen, ist dem Kind völlig fremd. Kinder scheinen ihr gesamtes Abwechslungsbedürfnis in ihren unsystematischen, ruhelosen Bewegungsdrang hineinzulegen. Der Erwachsene sieht es umgekehrt: er oder sie möchte nach getaner Arbeit gern ruhig sitzen oder liegen und seine Neugier auf den Genuß einer fremdländischen Speise beschränken.

Auch das ästhetische Empfinden des Kindes ist anders. Man kann das Kind nicht nur zwischen Büchern und Kunstdrucken aufwachsen lassen und auch nicht zwischen Designermöbeln. Es bevorzugt bestimmte Formen, Farben und Geräusche, die von der Spielzeugindustrie gezielt herausgefunden und verstärkt werden. Ich empfehle künstlerisch allzu empfindsamen Menschen, sich eine Spielzeugabteilung mit Barbie-Puppen und allem genau anzusehen, und zwar *vor* der Zeugung eines Kindes. Einige Menschen – zu denen auch meine Schwiegermutter gehört – versuchen nun, das Kind auf anthroposophische Weise die Kulturentwicklung der Menschheit nachvollziehen zu lassen. Das Kind bekommt dann solange wie möglich nur Stoffpuppen und Holzspielzeug, also Gegenstände, deren Herstellung noch nachvollziehbar ist. Für bastelbegabte Kinder ist das reizvoll. Aber für Kinder, die nicht selber basteln, sondern nur damit spielen wollen, ist dieses Spielzeug *langweilig*. Ich habe mich anfangs vor dem Problem drücken können, da die Kinder ihre ersten Jahre auf dem Land verbrachten. Gräser, Blumen und Steinchen als Spielzeug sind ideologisch unbelastet und beleidigen niemandes Auge. Aber irgendwann müssen die Kinder die Zivilisation kennenlernen. Und was dann?

Es geht noch glimpflich ab, wenn ein Ehepaar sich einträchtig in die Mansarde flüchtet und denkt: „Ihr da unten – eßt was ihr wollt und spielt womit ihr wollt und hört die Kassetten, die euch gefallen – aber ohne uns!“ Aber leider geschieht es sehr oft, daß einer der beiden Partner Gefallen an der Kinderkultur (oder später an der Jugendkultur) findet und mitmischt, und der andere Partner, der das nicht mag, bleibt

außen vor. Das ist für meinen Geschmack bitterer als jeder Flirt des Partners mit dem anderen Geschlecht.

Die Ruhe vor dem Sturm

Mein Mann hat seinen gutbezahlten, aber körperlich anstrengenden Job aufgegeben und sich seinen Traum vom Halbtagsjob erfüllt. Ich habe die andere Hälfte vom Job – es ist eine Art Hausmeisterstelle in einer Tagungsstätte – und arbeite daneben zu Hause weiter für einen Verlag. Wenn ich das bißchen Haushalt mitrechne, habe ich sechs 12-Stunden-Arbeitstage in der Woche – doch ich kann in der Küche vom Chef mitessen und bin glücklich, endlich wieder voll da zu sein! Für eine kurze Weile im Leben habe ich mich durchgesetzt und lasse nichts an mich heran außer Arbeit und ein bißchen abendliches Klönen mit Freunden. Aber ich spüre, daß das Glück nicht von Dauer sein kann. Meine Angst vor dem Gespenst „Familienleben“ und der Kummer meines Mannes, weder Beruf noch Kinder richtig in den Griff zu kriegen, werden an unserer Liebe und Ehe zehren.

Denn mein Mann kann sich nun zwar körperlich erholen, aber seelisch ist er nicht glücklich. Er hat sich die Sache mit dem Halbtagsjob schöner vorgestellt. Erstens vermißt er seine frühere schöne, gepflegte Wohnung, in der ich so einsam und unglücklich war. Wir haben hier nur eine kleine dunkle Hausmeisterwohnung; mich stört es nicht, und die Kinder sind den ganzen Tag im Garten. Zweitens kann er sich gegenüber der älteren Tochter, die jetzt drei ist, überhaupt nicht durchsetzen. Babies wickeln und baden kann er – aber die eigentliche Erziehungsarbeit, die ihm immer vorgeschwebt hat, ist nichts für ihn.

Ich brauche lange, um zu begreifen, was mein Mann ausgerechnet an der älteren Tochter auszusetzen hat. Er klagt, daß sie nur „nach mir“ wird und überhaupt nicht nach ihm. Äußerlich ist sie ihm wie aus dem Gesicht geschnitten (mit Ausnahme ihrer nach wie vor kurzen Nase natürlich). Sie hält am Tag ihr Höschen trocken, sie zieht sich selbst an, sie ißt mit Appetit, liebt ihre Katze und das Schwesterchen zärtlich und weint fast nie – was will ich mehr? Sie ist meine Große. Ich habe mich an sie gewöhnt, soweit ich überhaupt fähig bin, mich an ein Vorschulkind zu gewöhnen.

Sie spricht wenig, aber das wenige ist deutlich artikuliert und in ganzen Sätzen – keine Babysprache. Ich halte sie für wohlherzogen. An einem langweiligen Regentag fragte sie einen erwachsenen Gast nicht etwa „Spielst du mit mir?“ sondern: „Kannst du mich gebrauchen?“ Sie fürchtet sich nie vor Fremden; sie sieht so viele Menschen

hier. Aber sie ignoriert Erwachsene einfach, solange ihre Grundbedürfnisse befriedigt sind. Ich habe ihr nicht vermittelt, mehr zu wollen von Erwachsenen. So ignoriert sie auch ihren Vater. Vielleicht, wenn er mit ihr musizieren könnte? Aber bis dahin dauert es noch Jahre. Sie gleicht weder den lärmenden, kraftstrotzenden, im Mittelpunkt stehenden Kindern unserer Freunde, noch dem andächtigen, Musik und Kerzenlicht liebenden Kind, das mein Mann selbst einmal war. Sie hat etwas von einer kleinen Katze. In eine chronisch unvollkommene Welt geworfen zu sein und sich eigenmächtig einen Platz darin zu suchen – nicht mit Hauen und Stechen, sondern mit sachlicher Überlegung – das ist mein Stil und auch der Stil unserer Töchter.

Mein Mann aber hat sich Kindheit anders gedacht: als wohlgeordneten Kosmos mit Ritual und Zeremonie und Decorum – und die Eltern, die *Mütter* sollen Schöpfer und Herrscher des Rituals sein, nicht etwa die Kinder, wie es bei den verwöhnten Kindern unserer Freunde der Fall ist. Die Kinder sollen glückliche, gläubige Empfänger einer heiligen Ordnung sein – so wie er selbst es bei seiner Mutter war oder vielmehr gewesen wäre, wenn sein polternder, reizbarer Vater nicht dauernd störend in die friedliche Welt von Mutter und Sohn eingebrochen wäre! Nun habe ich meinem Mann zwar Kinder geboren und kriege sie auch irgendwie groß – aber den eigentlichen Sinn, weshalb er überhaupt Kinder in die Welt gesetzt hat, den mache ich kaputt. Das Kinderhaben hat für ihn damit seinen Sinn verloren.

Ekel

Ich habe nicht vor, lang und breit über die Hausarbeit zu klagen, die eine Mutter hat. Ich denke, jeder weiß (und viele haben darüber geschrieben), wie Windeln und schmutziges Geschirr aussehen. Wenn eine Mutter über ihre Arbeit klagt, heißt es heute, daß der Mann mehr tun müßte. Ich spüre aber, daß meine Zweifel an der Mutterrolle anders und grundsätzlicher sind und weder durch eine Spülmaschine noch durch einen spülenden Ehemann so einfach beseitigt werden können. Mein Mann will Rücksicht auf mich nehmen. Er steckt seine Wäsche selber in die Waschmaschine und hängt sie dann hinter dem Haus auf. Ich prüfe, ob seine Jeans auf der Leine schon trocken sind. Er hat mich nicht verstanden: Diese großen, steifen, dunklen Jeans sind doch gerade das einzige, was ich *gern* wasche und aufhänge!

Ich tagträume, daß ich in einem Blockhaus wohne im tiefen Wald. Ich hänge hinter dem Haus die Jeans von fünf oder sechs Holzfällern auf die Leine. Dann gehe ich wieder hinein und setze für die Holzfäller die Bohnensuppe aufs Feuer. Herrlich – so

viele Männer, die nur das Notwendigste essen und nur das Notwendigste in die Wäsche tun! Da kann eine Frau mühelos den Haushalt für ein halbes Dutzend führen. Ich sehne mich so sehr nach Kargheit und Notwendigkeit. Ich werde die Schrammen an ihren großen eckigen Händen verbinden. Und ich höre zu, wenn sie abends ihre Geschichten erzählen.

Sex gehört auch zu den Notwendigkeiten, nicht zum Luxuskonsum. Ich werde sie ganz gerecht und abwechselnd drannehmen, jeden Abend einen, damit es nur keinen Streit gibt. Das muß vorher ganz klar ausgemacht sein. Und natürlich werde ich die Pille nehmen. Ich werde weder roh noch frivol noch kompliziert sein, nur einfach lieb und freundlich zu jedem von ihnen, ganz gleich ob er gut aussieht oder nicht. Sie tun ja alle eine nützliche Arbeit. Warum sollen sie es denn nicht schön haben? Ich tu es doch nicht aus Gier, sondern ...

Ich spüre die Tränen in mir aufsteigen und drücke das Gesicht an den groben feuchten Stoff der Jeans auf der Leine. Warum braucht mich denn niemand so, wie ich nun einmal bin? Ich bin überhaupt keine Karrierefrau. Ich kann so lieb, so hilfsbereit sein. ... Ich taumele tränenblind herum, mein Fuß stößt gegen den Wäschekorb, ich erwache. Ein Korb voll Fitzelchen und Fetzelchen und Läppchen und Jäckchen und Hemdchen steht vor mir, alles weiß und rosa und lappig und weich, weiß und weich, weiß und weich, *weiß und weich!!!* Ich schreie und packe das schlappe Fusselzeug und schleudere es in alle Himmelsrichtungen.

Ich brauche eine Therapie auf Kassenkosten. Ich weiß, was ich dem Psychiater, der die Therapie verordnet, sagen muß: Meine Störung gefährdet meine berufliche Arbeitsfähigkeit. Ich arbeite in einer Tagungsstätte, ich beziehe jeden Tag Betten, hole frische Handtücher. Und jetzt hasse ich alles, was weich und weiß und hygienisch oder rosa und süßlich ist, und ich möchte es zerstören, werfe es herum, und das kann ich in dem Beruf nicht gebrauchen. ... Nein, bis jetzt habe ich der Gästewäsche nichts getan. Was ich hasse, ist vielmehr das kleine Zeug wie Kleinkinderwäsche und Damenwäsche und Hautcreme. Nun habe ich Angst, daß der Haß sich ausdehnen könnte auf Gegenstände, die ich an der Arbeit brauche. Die Frage steht unausgesprochen im Raum, ob ich, da ich weißes Babyzeug zerstöre, auch Kinder zerstören könnte. Noch glaube ich daran nicht. Bei den Kindern habe ich keinen Impuls zu schlagen, sondern nur den Wunsch, mich vor ihnen zu verkriechen.

Ich habe eine Liste von Therapeuten, die ich ansprechen kann, um bei einem von ihnen einen Termin zu bekommen. Die weiblichen Therapeuten scheiden für mich von vornherein aus. Ich kenne keine einzige Frau, die je diesem Zwang, das Leben

zu lieben und an die Zukunft zu denken, entronnen ist. Ich kenne einfach keine einzige Frau ohne moralisch-ästhetische Ordnungsvorstellungen.

Die Frau mag sich die Haare grün färben oder Kette rauchen oder ein Wirtschaftsimperium leiten, aber wenn sie von einem Fall mit Kindern hört, bekennt sie sich doch spontan zu den Kindern, kann einfach nicht anders, kämpft gegen die böse, die harte, die gefühllose Welt, die im Augenblick von mir verkörpert wird. Und dann soll so eine kleine, hausbackene, unauffällige junge Frau wie ich vor ihr stehen und zugeben: „Nein, ich liebe das Leben nicht, und ich verstehe diejenigen Männer, die lieber den Ruhm und den Rausch möchten und dafür in Kauf nehmen, daß es eben danach bald ein Ende hat mit dem menschlichen Leben auf Erden.“ Nein, das kann ich keiner Frau sagen. Und daß ich so brav angezogen bin und in der Hauswirtschaft tätig, das ist bei mir keine Verstellung. Sondern: meine Absage an diese ängstliche, weichliche Familienwelt ist so total und grundsätzlich, daß ich sie gar nicht durch einen bunten Ohrring oder eine lange Zigarette ausdrücken kann, also laß ich's ganz.

Mein Therapeut muß ein Mann sein. Vielleicht, daß ein Therapeut als Mann doch wenigstens ein bißchen gern hört, daß ich Männer mag, gerade ihre eckigen Hände, ihre rauhen Haut, ihre derben Schuhe, ihr Reden von hohen und fernen Dingen und ihre ganze Achtlosigkeit gegenüber dem, was vor ihrer Nase ist. Ich beneide sie darum – ich, die Frau, die auf „Erde“ und „Nahbereich“ getrimmt wurde. Und was ich so sehr hasse, ist vielleicht gar nicht die Kreatur „Kind“, sondern dieser kleine Kosmos, den *andere Frauen* um sich selbst und ihre Kinder herum geschaffen haben. Hygiene und Hautverwöhnung und aufgesetzte Heiterkeit und Märchenbilder, und ja nichts Böses hereinlassen in unsere Welt. Und weil ich immer denken muß, es sind die Frauen, nicht die Männer, die diese süßliche, verlogene Sonderwelt schaffen, in der man Kinder aufzieht – deshalb kann ich auch Männer nicht hassen und nicht Nein zu ihnen sagen. Obwohl mein Verstand doch weiß, daß gerade die Männer die Verursacher dieser rosaweißen kleinen Quäkedinger sind, will mein Gefühl die männliche Ausstrahlung als eine Art Gegengift gegen die Baby-Atmosphäre. Vielleicht hat manche arme Frau in den Ghettos und Slums auch deshalb zu viele Babies gekriegt.

Ich habe einen Therapeuten gefunden! Ich erzähle ihm Geschichten von Kindern.

Phantasien

Schon als Schulmädchen hatte ich eine Fülle von Phantasien, in denen Kinder vorkamen. Aber diese Kinder waren Statisten. Die Hauptrolle spielte stets *er*, der Prinz.

Ich tagträumte, ich würde in eine Arbeiterfamilie aufgenommen. Da ich von meinen Schulaufgaben nie ausgefüllt war, machte ich nachmittags Aufgaben mit den jüngeren Kindern der Familie und kochte das Abendessen. Später heiratete ich den Ältesten, der beim Zivildienst war, und als ein Baby kam, übergab ich es der Schwiegermutter, die gern mal von der Fabrik weg und zu Hause blieb, und dafür ging dann ich arbeiten.

Ich tagträumte, mein Freund würde einer Jugendsekte anheimfallen, aber dann würde er sich entschließen, dort wegzugehen und sein Leben wieder in die eigene Hand zu nehmen, weil ich ein Baby von ihm bekam.

Ich tagträumte, ich würde mit meinem Freund eine prima Wohngemeinschaft aus festen Paaren gründen. Jedes Paar hätte ein eigenes und/oder ein aus der Dritten Welt adoptiertes Kind, und anfangs sorgte jeder Erwachsene abwechselnd einen Tag für die Kinder. Später entschied ich mich dafür, meine Zeit bei den älteren Kindern zu verbringen, während eine zweite Frau lieber bei den kleineren Kindern war und eine dritte Frau und auch die Männer doch lieber ganztätig arbeiten gingen.

Ich tagträumte, ich würde meinen ausländischen Freund heiraten und ein Kind haben, und wir würden es zweisprachig aufziehen, und da die ganze Familie arm wäre, würde mein Mann mich gegen seine anfängliche Absicht arbeiten gehen lassen, und die sehr liebe Schwiegermutter hätte tagsüber das Kind.

Erst als ich Kinder hatte, lernte ich aus Texten von Gerhard Amendt, wie mächtig die Phantasien sind, die eine Frau über Kinder hat. Wenn diese Phantasien nicht mit dem Machbaren übereinstimmen – oder wenn umgekehrt überhaupt keine Phantasien über Kinder vorhanden sind – ist es wohl besser, keine Kinder zu bekommen. Als ich dann schon Kinder hatte, träumte ich von Adoptionen:

Ich tagträumte, ich müßte jung sterben und wüßte es schon, und ich würde ein mit meinem Mann befreundetes Paar bitten, meine Kinder in Pflege zu nehmen.

Oder ich tagträumte, ein anderes junges Mädchen hätte ein Baby, und dann würde sie den richtigen Mann kennenlernen und mit ihm fortgehen und das Baby, von dem er nichts weiß, in der Wohnung zurücklassen, weil der neue junge Mann sich – genau wie sie – eine kinderlose Zukunft vorstellt. Aber dann würde sie heimlich bei der Polizei eine Brief abgeben mit ihrem Wohnungsschlüssel und einer Erklärung, daß

sie das Baby zur Adoption freigibt. Ich tagträumte auch, die Adoption würde in unserer Gesellschaft wieder selbstverständlicher, würde fast so häufig wie die Scheidung, und adoptierte Kinder würden deshalb keine Komplexe mehr haben.

Meine Träume waren so verräterisch, daß es schon beinahe lächerlich ist: es kamen eine Menge Kinder vor, aber diese Kinder waren entweder Schulkinder, um deren Bildung ich bemüht war, oder neugeborene Babies, mit denen ich einen Mann oder eine Großmutter glücklich machte. Kinder zwischen eins und fünf kamen nicht vor. Und – niemals verbrachte ein Tagtraum-Kind einen Tag mit beiden leiblichen Eltern *gleichzeitig*. Der Grund ist schnell erklärt: in meiner Kindheitserinnerung ist das Zusammensein eines Vorschulkindes mit beiden Eltern gleichzeitig (und sonst niemandem) die unangenehmste Zeit des Lebens gewesen. Trotzdem wäre ich dagegen, etwa alle Frauen mit frühkindlichen Problemen mittels einer Psychotherapie „gebärfähig“ zu machen. Auch ein Homosexueller will ja nicht durch Therapie familiengründungsfähig gemacht werden. Therapie sollte vielmehr helfen, eine Aufgabe zu finden, die so beschaffen ist, daß man auch seine unter Schmerzen erworbene Erfahrung anbieten kann als eine eigene Leistung.

Roman-Frauen

Ich habe viel gelesen, erzähle ich dem Therapeuten. Kennen Sie „Madame Bovary“ von Flaubert? Sie wünschte sich einen Sohn, weil ein männliches Wesen mehr Freiheit hat. Sie bekam ein Mädchen und war enttäuscht. So tröstete sie sich damit, daß sie einen schönen, seltenen und ausländischen Namen für das Mädchen suchte. Auch heute kenne ich junge Sozialhilfeempfängerinnen, die sich trösten mit einem wunderschönen Namen für ein Kind, das ihnen vielleicht schon wenige Wochen später eine große Last sein wird. Madame Bovary gab das Kind zu einer Amme, wie damals üblich, und verliebte sich in einen eleganten, schwermütigen jungen Mann. Um sich diese Schwärmerei aus dem Herzen zu reißen (schließlich war sie eine verheiratete Frau), versuchte sie, ihre Gefühle auf das Kind zu lenken. Sie holte es von der Amme fort zu sich nach Hause und erklärte, daß sie Kinder vergöttere. Ich glaube, ihre Zärtlichkeit für das Kind war weder Wahrheit noch Lüge. Sie war ein verzweifelter Versuch, sich selbst umzuformen nach einem Idealbild, das sie von sich entworfen hatte.

Einmal erwachte sie aus trauriger Tagträumerei und sah das kleine Mädchen, das vor ihr stand und sich an ihrer Schürze festhielt und dabei Speichel aus seinem offenen

Mund tropfen ließ. Angewidert stieß sie das Kind zur Seite. Das Kind fiel hin, zog sich eine harmlose Schnittwunde zu und bekam vom Vater ein kleines Pflaster aufgeklebt. Den ganzen Abend sitzt die Mutter am Bettchen des Kindes und macht sich Vorwürfe. Doch sie sagt niemandem, was geschehen ist, es wäre zu ungeheuerlich. Und während ihr Mann sie für eine aufopfernde Mutter hält, kann sie beim Anblick des schlafenden Kindes doch nicht umhin zu denken, wie häßlich dieses kleine Mädchen aussieht.

Das ist keineswegs nur ein Problem verwöhnter Bürgerfrauen und kränklicher Neuzeitmenschen. Schon ein altes Indianermärchen warnt die Mütter vor dem „Schmetterlingsmann“: Eines Tages konnte die junge Indianermutter „die Stimmen der Frauen und Kinder nicht mehr ertragen“. Mit ihrem Baby auf dem Rücken schlich sie aus dem Dorf und lief immer weiter in den Wald hinein. Dort begegnete ihr ein wunderschöner fremder Jäger, der von Schmetterlingen umflattert war. Da legte sie ihr Baby unter einen Baum – sie redete sich ein, sie werde ja gleich zurückkommen – und ging zu dem Fremden. Der Mann aber nahm ihre Hand und zog sie mit sich fort, und so wandert sie mit ihm, erschöpft und von Dornen zerkratzt, bis ans Ende aller Tage.

Madame Bovary ist eine Romanfigur, aber so echt, als hätte es sie gegeben! Der Unterschied zu mir: Ich habe mir nie einen Sohn gewünscht. Ein kleiner Junge ist überhaupt kein Abbild des Mannes; ein schmatzender, gieriger kleiner Schreihals ist doch eine Verhöhnung, eine geistlose Karikatur des Mannes, den man liebt! Simone de Beauvoir hat einmal gesagt (als man sie wegen ihrer Kinderlosigkeit fragte): „Ich wollte Sartre – und keine Kopie von ihm!“ Man sagt heute allerhand Schlechtes über Sartre, und wie sich Simone von ihm behandeln ließ. Aber intelligent war er nun einmal, und die Kinder von sehr intelligenten Eltern sind oft eine Enttäuschung, denn Spitzenwerte der Intelligenz vererben sich nicht. Es vererbt sich der Durchschnitt der Familie, und außerdem: Intelligenzler sind oft nicht geeignet, das Gehirn ihrer Kinder in den entscheidenden ersten Lebensjahren zu fördern – in der Zeit brauchen die Kinder Backebackekuchen-Spiele.

Oder kennen Sie die Österreicherin Marlen Haushofer? Alle ihre Roman-Frauen sind stark autobiographisch gefärbt, auch wenn die dramatischen Handlungen erfunden sind. In ihrem ersten Roman „Eine Handvoll Leben“ verschwindet eine junge Frau und läßt ihren Mann und den zweijährigen Sohn in der Obhut einer Freundin zurück. Der Entschluß zu gehen bahnt sich in folgendem Augenblick an:

„Aus dem Wohnzimmer drang Tonis Stimme, der sich mit dem Kleinen unterhielt, und das freudige Quietschen des Kindes. In der Dämmerung sah sie die Umrisse der Möbel nur noch undeutlich, unter der Tür lief ein Streifen warmen, gelben Lichts. Plötzlich wußte Elisabeth, daß sie gar nicht hierher gehörte, daß die Stimmen von nebenan die eines fremden Mannes und eines fremden Kindes waren. Es war, als habe sie sich in das behagliche Bürgerhaus nur eingeschlichen und warte beklommen darauf, entdeckt zu werden. ...“

Genau wie Emma Bovary hat Marlen Haushofers Heldin dann noch versucht, durch überschwengliche Zärtlichkeiten gegenüber dem Kind die verlorene oder nie gehabte Bindung zwischen Mutter und Sohn zu erwecken. Vergeblich.

Und diesmal kann keiner sagen, das sei nur eine erfundene Geschichte. Denn als Marlen Haushofer das schrieb, hatte sie selbst zwei kleine Söhne und einen überaus soliden, vernünftigen Ehemann, der ihr fremd blieb. Wenn sie mit ihren Söhnen fest verbunden gewesen wäre, hätte eine Frau es gar nicht gewagt, eine so unheimliche, stille Entfremdung dichterisch heraufzubeschwören. Sie hätte die Geschichte verändert, hätte zumindest aus dem Söhnchen ein Mädchen gemacht, um den Roman vom eigenen Leben zu entfernen. Nein, sie muß diese Fremdheit in der eigenen Familie erlebt haben, hat sich das unerlaubte Gefühl von der Seele geschrieben und hat anschließend – gleichsam sich selbst zur Warnung – noch niedergeschrieben, wie hart das Leben der jungen Roman-Frau in den Jahren nach ihrer Flucht war. Auch in dem noch im Krankenbett geschriebenen letztem Roman „Die Mansarde“ sagt die Heldin, eine Hausfrau und Mutter: „Ich taue offenbar nicht zur Kindererziehung.“

Den Buchkritikern fiel bei Marlen Haushofers autobiographischen Heldinnen die Fremdheit gegenüber den Männern auf, aber über ihre Fremdheit gegenüber den Kindern spricht man nicht – was nicht verwunderlich ist, denn die Autorin schreibt ergreifende Kinderporträts dort, wo ein Kind nicht das Kind der Romanheldin ist, sondern für sich allein im Mittelpunkt eines Romans oder einer Erzählung steht. Diese so kunstreich beschriebenen Buch-Kinder der Marlen Haushofer, die viel mehr mit Tieren und Pflanzen spielen als mit Müttern und Menschen, sind ja nicht Abbild ihrer eigenen Söhne, sondern Abbild der kleinen Marlen Haushofer oder ihres jüngeren Bruders. Kinderliebe ist oft ein Stück Selbstliebe, nur ist dies bei einer Schriftstellerin leichter zu entschlüsseln als bei den ganz in ihre unausgesprochenen Vorlieben verstrickten Normalmenschen. Und die besten Versorgerinnen von Marlen Haushofers Buch-Kindern sind stets Mägde, Tanten, ungebildete Frauen – nicht die autobiographische Heldin und schon gar nicht deren Mutter. Marlen Haushofer selbst hat

Liebe nicht von ihrer kränkelnden, nervösen Mutter, sondern von ihrem Vater erfahren.

In einem Interview sagte Marlen Haushofer: „Wenn ich vorher gewußt hätte, daß Schreiben mein Lebensinhalt ist, hätte ich vielleicht keine Kinder bekommen. Kinder sind kein Lebensinhalt. Sie beginnen von ganz klein an, von dir wegzuwachsen, und das ist notwendig. ...“ Marlen Haushofer feierte in anderen, mehr utopischen Geschichten die Frauen als Hüterinnen des Lebens, der Kinder und der Tiere, während die Männer als kriegerische Zerstörer auftreten. Doch das bleibt nur Allegorie.

Eine Frau, die die Schwachen und Hilfsbedürftigen der ganzen Welt liebt, vermag sich nicht an die einzelne Frucht ihres Leibes zu binden. Dieses Problem, das Marlen Haushofer und ihre Heldinnen nur heimlich in ihren Herzen auskämpften, haben Alva Myrdal und Margaret Mead öffentlich erlitten – diese Frauen, die sich um den Weltfrieden und die Verbesserung des Erziehungswesens verdient gemacht hatten, wurden später von einigen ihrer erwachsenen Kindern angeklagt, keine Zeit für die Familie gehabt zu haben. Wer das liest, mag wünschen, daß diese Kinder nie gezeugt worden wären.

Im Fall Myrdal war es der wortgewaltige Sohn Jan, der so das Lebenswerk seiner Mutter beschädigte – während die Tochter Kaj Fölster den Vorwurf an Vater Gunnar weiterreichte, der seiner Frau nie bei der Kinderbetreuung geholfen hatte.

Glück durch Kind

Irgendwann in deinem Leben – vielleicht nur für kurze Zeit – verspürst du den Wunsch nach einem Kind. Keiner hat dich gelehrt, die Motive deines Wunsches herauszufinden. Keiner warnt dich, wenn deine Motive nicht einwandfrei sind oder dein Wunsch nicht von Dauer ist. Es wird einfach vorausgesetzt, daß jede Frau ein Kind haben will, und daß jeder Mann zumindest lernen kann, eins zu wollen. Du möchtest ein Kind – und die Natur nutzt die Gunst der Stunde, um zuzuschlagen. Wenn jemand ein fremdes Kind in Pflege nehmen oder gar adoptieren will, wird er peinlichst geprüft. Aber ein zusätzliches Kind selbermachen, das darf jeder. Der leibliche Kinderwunsch eines verheirateten oder heiratswilligen Paares, das materiell einigermaßen versorgt ist, wird nie hinterfragt.

Es wird einfach vorausgesetzt, daß das körperliche Erlebnis von Schwangerschaft, Geburt, Stillen, Babybaden und erstem Sprechkontakt einen unauslöschlichen Eindruck hinterläßt und somit die Mutter an das Kind bindet. Diese Vorstellung wurde

durch Tierversuche, etwa mit Rhesusaffen, gewonnen. Da der Mensch aber eine längere und reichere persönliche Vorgeschichte hat als das Tier, gibt es viele Frauen, bei denen jene Konditionierung der Seele über den Weg des Körpers nicht gelingt. Die Frau kann auf Körpererfahrung auch mit panischer Angst oder mit unbeeindruckbarer Dickfelligkeit reagieren.

Es wird weiter vorausgesetzt, daß beide Geschlechter Freude daran haben, auf ein Kind, das sie von ganz klein auf in der Hand haben, jene wohldosierte Macht auszuüben, die man *Erziehung* nennt. Es gelingt nun tatsächlich sehr vielen Frauen, in diesem Vorgang aufzugehen, denn das Kind im Kindergarten, in der Schule, bei den Hausaufgaben, beim Kindergeburtstag und in der Ballettstunde leistet wesentliches für die gesellschaftliche Anerkennung seiner Mutter. Gesellschaftliche Anerkennung sowie das Bestehenkönnen vor dem eigenen Gewissen halte ich für die beiden wesentlichsten Antriebe, die eine Mutter hat. Der sinnliche Genuß, ein Kind auf dem Arm zu haben, bedeutet ihr längst nicht soviel. Wahrscheinlich überschätzen viele Männer die Bedeutung körperlicher Erlebnisse für die Frau, da ein Mann – hinter seiner Maske eines Techniker und Managers – viel mehr als die Frau an jenem körperlichen Wohlbehagen zu hängen vermag, das er als kleiner Junge zu Hause gefunden oder zumindest gesucht hat.

Viele Frauen, die ich kenne, können in der Erziehung aufgehen – nur sind häufig die beiden anderen Beteiligten nicht zufrieden: Der Mann reagiert genervt und ist erzieherisch unfähig. Und das Kind reagiert ebenfalls genervt und ist schwer zu erziehen. Zu spät habe ich erkannt, daß ich „Erziehung“ einfach nicht mag. Ich mag das Herumdoktern an der Persönlichkeit nicht. Ich möchte bleiben dürfen, wie ich bin, und das gleiche Recht auch anderen Menschen zugestehen. Es ist mir bereits peinlich, einem anderen Menschen zu sagen, daß er oder sie sich die Zähne putzen soll.

Unsere Eltern versprachen sich alles Heil der Welt von der artig zurechtgezupften Persönlichkeit des kleinen Einzelmenschen. Unsere Vorfahren – zarte, belesene, gebildete Kleinbürger, denen „Lehrer“ und „Arzt“ als die schönsten Berufsziele vorschwebten. Doch als stark in sich gekehrte Menschen erreichten sie solche exponierten Stellungen entweder nicht, oder sie wurden nicht glücklich damit. Da zogen sie sich auf die Familie zurück. Ihre eigenen Kinder zu unterrichten und eifersüchtig gegen fremde Einflüsse abzuschirmen, das wurde zum Lebensinhalt besonders für die Frauen, die ja im Grunde nur zu diesem Zweck ausgebildet worden waren. Vielleicht wurden ja die Kinder einmal Arzt oder Lehrer – und auf jeden Fall sollten die Kinder selbst wieder Kinder bekommen. Ich hingegen verspreche mir

nichts mehr vom Herumzupfen an Gefühl und Verstand des kleinen Individuums. Ich wünsche mir eine funktionierende Gesellschaft, die unterschiedslos jedem Menschen Arbeit, Nahrung, Kleidung, ein Dach über dem Kopf und Schutz vor Gewalt zugesteht – und alle weiteren Feinheiten seinem persönlichen Belieben anheimstellt.

Sich von der Welt zurückziehen in eine Familie, wo man aufgeregt-liebevoll umeinander herummacht? Zu dieser meiner Bestimmung habe ich keinerlei Eignung. Ein Stück von mir ist die Arbeiterin – ein etwas grobschlächtiges, belastbares Arbeitstier ohne Eigeninitiative, dessen mangelnde Grazie von der Familie lebhaft bedauert wird – doch gerade dieser Seite meiner Person verdanken sie meine stumpfe, gedankenlose Bereitschaft zum Gebären. Ein anderes Stück von mir ist die Studierende, die Bücherleserin gemäß bester Familientradition – aber diese Seite meines Wesens will sich nicht etwa in die Familie zurückziehen, sondern ganz und gar *für sich allein* sein.

Mutterliebe

Das Aufgehen der Frau im Kind, und sei es auch nur für wenige Jahre, ist keine Naturgegebenheit, sondern mußte zumindest in Europa erst durch massive erzieherische Beeinflussung der Frauen und Mädchen hergestellt werden. Das Phänomen der bedingungslosen Mutterliebe wurde nicht von Müttern entdeckt, sondern von männlichen Wissenschaftlern, die einige schwere Mißstände in der Kinderpflege der weißen Rasse aufdeckten und nun versuchten, die Frauen zu korrigieren, wobei sie von Vorbildern aus dem Tierreich Gebrauch machten und auch auf die liebevollen schwarzen Mütter hinwiesen, die ihre Kinder selber stillten. Elisabeth Badinter berichtet darüber:

Vom Mittelalter bis in vorige Jahrhundert hielten die Frauen Europas, vor allem Frankreichs, die Beschäftigung mit Kindern für Zeitverschwendung. Gewiß, das Gebären von Nachkommen war Pflicht, und die Frauen der höheren Schichten wurden auch entsprechend verwöhnt, wenn sie diese damals lebensgefährliche Tat vollbracht hatten. Aber dann übergab man das Kind einer Amme und später dem Kindermädchen, und danach schickte man es oft noch ins Internat. Kaum jemand sah nach, ob die schlecht bezahlten Ammen, Kindermädchen und Lehrer ihren Aufgaben gewachsen waren. Und das leibliche Kind der Amme, mit verdünnter oder unsteriler Milch ernährt und seelisch vernachlässigt, war derweil häufig zum Tode verurteilt. Die verheirateten Frauen hatten ganz andere Pflichten als Kinderpflege. Die reichen

Damen mußten Besuch empfangen, Briefe schreiben und Besitz verwalten. Die Kleinbürgerinnen mußten ihrem Mann im Geschäft helfen. Sogar die Bäuerinnen, die ihre Kinder selber stillten und bekochten, überließen das Baby zwischen den Mahlzeiten einem achtjährigen Mädchen oder einer invaliden alten Frau.

Erst im neunzehnten Jahrhundert machten sich männliche Wissenschaftler Sorgen über die ungeheure Zahl der sterbenden Säuglinge und Kleinkinder. Man stellte Untersuchungen an über die Vorzüge der Muttermilch und über die Sauberkeit in der Säuglingspflege. Nachdem diese leiblichen Mindestvoraussetzungen des Überlebens erkannt waren, wandten sich die männlichen Wissenschaftler der seelischen Beziehung zwischen Mutter und Kind zu. Die Mutter wurde für die gesamte Erziehung des Kindes verantwortlich gemacht. Und heute versuchen wissenschaftliche Schriftsteller beiderlei Geschlechts, die letzte Hürde zu nehmen und auch den Vater liebevoll an das Baby und Kleinkind zu binden. Über die Motive dieser Bemühungen gibt es viele Spekulationen. Elisabeth Badinter sagt unter anderem, daß man die seelische Beziehung zum Kind geradezu erfinden mußte, um das Kinderkriegen überhaupt noch attraktiv zu machen – denn die leibliche Versorgung des Kindes allein würde Frauen nicht befriedigen, zumal diese Versorgung uns weitgehend von der Industrie abgenommen werden kann. Die Eltern-Kind-Beziehung wäre demnach ein Versprechen, eine Art Belohnung für die materiellen Mühen und Kosten der vom Staate gewollten Fortpflanzung.

Angesichts dessen, wie schwer die Pflege dieser seelischen Beziehung zum Kind manchen Eltern fällt, ist sie eine problematische Belohnung. So neige ich stärker zu einer zweiten These: Wer schreibend die bessere Mutter-Kind-Beziehung oder auch Vater-Kind-Beziehung fordert, ganz gleich ob als Psychologieprofessor/in, als Filmdrehbuch-Autor/in oder als Zeitungsbriefkastentante, hat neben der Berufspflicht auch einen inneren Drang zu diesem Thema. Schreibende Menschen sind im allgemeinen stark zur Innenschau befähigte Menschen. Bewußt oder unbewußt schöpfen sie aus der eigenen Kindheit, wollen das damals erlebte Kinderglück verewigen – oder aber die nicht gehabte schöne Kindheit einklagen.

Für ein besonders starkes Motiv halte ich „die wunderschöne, aber gefährdete Kindheit“. Ich fand eine verblüffende Gemeinsamkeit zwischen zwei Personen, die die Mehrkindfamilie unter der Obhut einer bestausgebildeten Ganztagsmutter propagieren. Die eine Person ist die bekannte Psycho-Publizistin Christa Mewes, die andere ein unbekannter Mann, mein Vater. Beide können glaubwürdig auf eine glückliche Kindheit und treusorgende Mutter verweisen. Aber: in beiden Fällen war die Mutter eine hochbegabte Frau, die dem Beruf nachtrauerte. Diese Mutter mit der Häuslichkeit

auszusöhnen, sie für sich selbst – für das Kind, das Christa einmal war – zu erhalten, das war ein treibendes Motiv im Leben und Schreiben der Christa Mewes, wie sie in einer Anthologie (Prominente erzählen von ihren Müttern) durchblicken ließ. Für eine gute Mutter wie meine Großmutter war es unmöglich, sich das Leben einer kinderlosen Ehefrau vorzustellen. Aber meine Großmutter schwelgte noch bis ins hohe Alter in der Vorstellung, gar nicht erst geheirat und lieber studiert zu haben. Die Konsequenz wäre für ihre Kinder die gleiche gewesen – das Nichtgeborensein. Eine Konsequenz, die ihrem Sohn, meinem Vater, Angst machte und ihn veranlaßte, sein Leben lang für Mutterschaft zu werben.

Babyväter

Eine Fernsehsendung wird vorbereitet über die Schwierigkeiten unerwünschter Kinder und ihrer Mütter. Ich spreche zum ersten Mal vor einer Fernsehkamera, und die Männer des Teams scheinen zu wollen, daß ich sage, wie wichtig die Rolle des Vaters sei. Daß er sich von Anfang an für das Baby interessiert und der Mutter bei der Betreuung hilft. Aber das sage ich nicht – da beißen die Männer bei mir auf Granit.

Ein Mann sollte imstande sein, ab und zu das Baby zu wickeln und zu füttern, genau wie er ohne Aufhebens bereit sein sollte, nach einem Staubsauger oder einer Einkaufstasche zu greifen. Wenn aber versucht wird, eine starke Bindung des Mannes an das Kind bereits von Geburt an herbeizuführen, drohen neue Gefahren für die Frau, den Mann und ihre Partnerschaft. Ich wünschte mir, daß der Mann das Baby aus Fairness und Ritterlichkeit nahm, also der Frau zuliebe. Ich wünschte mir, daß er selbst Babies nicht zu sehr liebte.

Dieser Wunsch von meiner Seite weckt überall die helle Empörung – Vater und Kind solcherart ihre schönsten Gefühle vorenthalten zu wollen! Aber ein Wunsch geht nicht weg davon, daß man ihn moralisch verurteilt. Viele Männer haben folgendes erlebt: Die Beziehung zwischen Mann und Frau war die wichtigste, vielleicht einzige nahe Beziehung im Leben des Mannes. Und dann kam ein Kind – ein Kind, das von der Frau nicht etwa nur versorgt und verhätschelt wurde (das wäre ja nur fair und richtig gewesen), sondern das winzige Wesen besetzte die Phantasie, die gesamte Vorstellungswelt der Frau, als wäre es ein erwachsener Mensch! Das muß der Mann als einen Verlust für die Partnerschaft verbuchen. Er kann doch gar nicht anders.

Und dieses Phänomen, das meist dem Mann begegnet, trifft in meinem Fall auch auf mich – auf die Frau – zu: Der Mann war stets die wichtigste Beziehung für mich.

Und diese einmalige Beziehung soll nun gleichsam verwässert werden durch eine dritte Person – durch ein Kind? Ich soll Angst haben müssen, meine einzige Liebe zu verlieren um eines Kindes willen? Ich habe Angst, mir den Zorn eines Babyvaters zuzuziehen, falls ich mit „seinem“ Baby etwas falsch mache.

Selbst wenn es in meinem Leben mehrere Männer gab, hatten diese Männer in meinen Augen keinen Grund zur Eifersucht. Für jeden von ihnen war genug da, denn ich hatte schon als Kind, als Mädchen alle Gefühle für den künftigen Prinzen aufgespart.

Die Eltern waren mir sehr fremd; andere Mädchen und Frauen habe ich bewundert, aber nicht geliebt, und ein Haustier zum Liebhaben wurde mir nicht gestattet. Jeder Mann kann sich also glücklich schätzen, die Hauptperson für mich zu sein. Ich halte mir ein tiefes Einfühlungsvermögen Männern gegenüber zugute und leide darunter, daß diese meine Gabe nicht anerkannt wird. Denn in meiner Herkunftsfamilie (und in der meines Mannes) zählt die Mutter-Sohn-Beziehung alles und die Liebe zwischen Mann und Frau fast nichts. Und die modernen Frauen, meine feministisch angehauchten Freundinnen? Ihnen kann ich es nicht erzählen. Ihnen ist es selbstverständlich, Kinder mehr zu lieben als Männer. Oder tun sie nur so als ob?

Ich muß an Christian und Marion denken. Christian liebt Kinder. Er hat eine zweijährige Tochter. Er kann nun nicht immer bei dem Kind sein; er muß ja auch mal Geld verdienen, zumal er dazu besser qualifiziert ist als Marion. Marion ist eine herzliche, aber schlampige Natur. Sie hält das Kind nicht sauber, und Christian schreit sie an deswegen, was er vorher nie tat. Sie muß das Gefühl haben: jetzt ist alles dahin, was schön war zwischen ihr und Christian. Da schnappt sie sich das Kind und zieht aus. Die Gesellschaft macht einer Mutter das Behalten des Kindes immer noch leichter als das Hergeben. Schlampig oder nicht – Marion zieht das Kind allein auf. Wem ist mit diesem Ende vom Lied gedient? Vielleicht dem Kind, dem die Streiterei zwischen Mann und Frau erspart bleibt. Aber Christian ist traurig, und auch Marion tut mir leid.

Da die Kampagne für das Babyvatersein noch recht jung ist, kann es kaum Statistiken über den späteren Lebensweg von Babyvätern und ihren Kindern geben. Aber eine frühkindliche Erfahrung prädestiniert den Menschen dazu, im späteren Leben ähnliche Erfahrungen anzuziehen. Deshalb häufen sich in meinem Bekanntenkreis die statistisch noch seltenen Babyväter, und ihre Lebensgeschichten stehen hier beispielhaft für die Gefahren dieses Modells.

Da war ein Mann, der schon in den fünfziger Jahren die Neigung hatte, den Kinderwagen zu schieben, das Baby zu halten und zu baden, dem Kind vorzulesen, auch die Einkaufstasche herauf und den Mülleimer herunter zu tragen. Er entdeckte,

daß ihm kleine Kinder besser gefielen als Erwachsene, und verbrachte seine gesamte Freizeit zu Hause oder auf Familienausflügen. Neben seiner ganz und gar modernen Babyvaterfreude gab es auch zwei ältere Gründe für seine Kinderfreundlichkeit: erstens hielt er die frühkindliche Förderung für ein wissenschaftlich interessantes Phänomen (was er aber in seinem Beruf nicht ausleben konnte), und zweitens trug er noch die nationalsozialistische Erziehung in sich, seine Intelligenz zu vererben und Familie und weiße Rasse nicht aussterben zu lassen.

Er hatte jedoch für sein Programm die falsche Frau. Die Frau entwickelte eine heftige Abneigung gegen das Baby und dann, aus Scham und Schuldgefühl hierüber, die Vorstellung, daß das Baby sterben könnte. Diese Angst wucherte mit den Jahren empor zu einem ganzen Geflecht von Ängsten vor Ansteckung, Krankheiten, Unfällen, Tieren, Einbrechern und fremden Menschen. Und das kleine Mädchen, das ich war, wurde verhauen, weil es immer und immer wieder – und sei es auch nur durch einen verächtlichen Augenaufschlag – signalisierte, daß es nicht willens war, die Ängste seiner Mutter zu teilen. Der Mann verdoppelte sein Bemühen, seiner Frau bei der Versorgung des Kindes zu helfen. Er bezahlte auch eine Putzfrau und führte damals noch unübliche Erleichterungen wie Fertiggerichte und Essengehen ein. Und weil er ein so guter und geübter Vater war, glaubte er auch ein Recht auf ein zweites Kind, einen Stammhalter, zu haben. Schließlich würde er auch bei dem zweiten Kind alles tun – nur austragen konnte er es nicht ohne die Frau!

Sie wehrte sich lange. Doch da der Amselvater auch noch Haus und Garten beischaffte und das erstgeborene Mädchen inzwischen groß genug war, um nachmittags nach dem Baby zu sehen, hatte die Frau keine Argumente mehr gegen den Kinderwunsch des Mannes und gab nach. Sie hat sich psychisch nie wieder ganz von diesem Schritt erholt, und ihre Ehe wurde zur Karikatur.

Wie mußte sich diese Frau inmitten all der Bequemlichkeiten fühlen! Der Übervater konnte alles, erfüllte beide Rollen – und sie, sie konnte gar nichts. Auch Berufstätigkeit war nicht möglich. Am Anfang herrschte noch die Vorstellung, daß sie als Frau eines Wissenschaftlers ihren Mann ‚blamieren‘ würde, wenn sie (nach abgebrochenem Studium) einen einfachen Beruf erlernte. Und bis die weibliche Berufstätigkeit sich allgemein durchgesetzt hatte, war sie zu alt. Nicht einmal ein Hobby war ihr möglich, weil ihre Ängste zu groß waren. Denn der Kern ihres Schuldgefühls war – die Eifersucht, wenn der Mann mit dem kleinen Kind zusammen war statt mit ihr. Und diese Eifersucht kann es zu allen Zeiten geben, ganz unabhängig von der Berufssituation der Frau.

Heutzutage ist anstelle jenes verkappten Spiels meiner Eltern ein echter Rollentausch möglich. Eine berufstätige Frau bekommt ein Baby, während der Partner arbeitslos oder noch in Ausbildung ist. Bei gleichaltrigen Partnern ist der Mann häufig später fertig, schon wegen des Militärdienstes, aber auch weil Männer oft die breiteren wissenschaftlichen Ambitionen haben, doch beim Büffeln für einen konkreten Bildungsabschluß erwiesenermaßen weniger zäh sind als Frauen. Der Mann übernimmt die Vaterrolle zunächst nur behelfsmäßig. Aber wenn er Gefallen daran findet, wird er vielleicht mit dem Studium ein wenig weiter bummeln, oder er wird sich nur eine stundenweise Beschäftigung suchen, um bei dem Kind bleiben zu können. Vielleicht wird er sich, um die Zeit zu nutzen, gar ein zweites Kind bei seiner Frau bestellen. Trotzdem wird der Mann nie so vollständig Hausmann und Kinderpfleger, wie es in früheren Generationen die Frau war. Die Frau ist trotz allem noch dazu erzogen, sich um Haushalt und Kinder kümmern zu *müssen*, um sich nicht schlecht zu fühlen. Das heißt, die berufstätige Frau wird immer noch am Abend und am Wochenende einiges tun; sie wird zum Beispiel bei dem Kind sitzen, wenn es krank ist, und sie wird weiter für seine Kleidung sorgen, weil sie eine stärker ästhetische Erziehung genossen hat als der Mann. Auf diese Weise behält die Mutter den Fuß in der Tür, und das ist wichtig, falls es zur Scheidung kommt.

Das Ehepaar hat sich auseinandergelebt und sucht die Scheidung, wobei die Frau oft der treibende Teil ist. Und da das Kind jetzt alt genug ist, um mit Berufstätigkeit vereinbar zu sein – wird die Frau das Kind behalten. Vielleicht meint sie es noch gut und sagt, daß der Mann jetzt endlich einmal Zeit haben muß, um beruflich und mit sich selbst auf die Reihe zu kommen. Oder der Mann hat sich wirklich etwas zuschulden kommen lassen, z.B. angefangen zu trinken. Oder die Frau hat sowieso automatisch das Sorgerecht, weil man nicht verheiratet war. Oder der gesellschaftliche Druck auf die Frau ist einfach zu groß. Wenn ein Mann statt der Frau das Sorgerecht bekäme, würde doch jeder fragen: „Was war falsch an der Mutter?“ Und dieses Gefühl des Verkehrtseins kann sich die Mutter nicht zumuten. Wenn das Kind alt genug zur Beobachtung gesellschaftlicher Normen ist, wird es vielleicht sogar selber denken, daß es, bei aller Liebe zum Papa, doch besser bei der Mutter bleibt, um nicht so arg aufzufallen.

Mein Mann war ein Babyvater – und war es doch wieder nicht: Er war ein großer Junge, der unter dem Einfluß einer guten Mutter beschlossen hatte, sich wie eine Frau dem Leben, der Gesundheit und der liebevoll eingezäunten Ordnung zu widmen. Aber es fiel ihm allzu schwer, dieses Prinzip auf wilde, „unordentliche“ Kinder im Kindergartenalter anzuwenden.

Seine Mutter hatte ihren Vater früh verloren, und ihre Mutter und ihr Stiefvater hatten sich – ohne je streng oder grausam zu sein – einfach wenig um sie gekümmert. Darüber trauerte sie. Der „liebvolle Vater und Erzieher“ blieb ein Leben lang ihre Idealvorstellung vom Mann, die sie in ihrem kleinen Traumtagebuch beschrieb und in Lehrern und Ärzten sowie in Gott suchte. Ihr eigener Mann, der Vater meines Mannes, war zwar älter, aber menschlich unreif, und so fand sie als künftigen Vater und Lehrer nur – den eigenen, innig geliebten älteren Sohn, meinen Mann. (Der zweite Sohn hat nie eine Familie gründen wollen.) Hinzu kam, daß sie gern mehr Zeit mit ihren beiden kleinen Kindern verbracht hätte und dies aus ländlicher Armut nicht konnte damals. Die trotz der bedrückenden Umstände sehr belebte kleine Frau las später von der sanften Geburt, von den neuen Vätern und der Ökobewegung und glaubte in ihrem sanften Sohn und ihrer pädagogisch gebildeten Schwiegertochter alle goldenen Möglichkeiten verwirklicht. Die Illusion wurde noch dadurch begünstigt, daß ich der Schwiegermutter wirklich ähnlich war – bis das mit den Babies passierte.

Sie war dann die erste, die von dem rätselhaften „Instinktausfall“ bei mir erfuhr, und verstärkte nun noch die Bitten an ihren Sohn, sich doch mehr um die kleinen Kinder zu kümmern, um ihnen möglicherweise Fehlendes zu ersetzen. Was sie bewirkte, war Verlegenheit bei ihrem Sohn (der doch gar nicht der Kinder-Fan war) und Panik bei mir, da ich das Schicksal meiner Mutter an der Seite des kinderlieben Vaters vor Augen sah. Mit Hilfe der Psychotherapie entschlüssle ich das Familienknäuel – und rate meinem Mann dringend von einem stärkeren und doch nur aufgesetzten Engagement für die Kinder ab! So kann ich ihm das peinliche Ende der zuvor beschriebenen Babyväter aus dem Bekanntenkreis ersparen.

Erwachsene, die ohne Scheidung der Eltern bei einem überzeugten Babyvater und einer gesunden berufstätigen Mutter aufwachsen, kenne ich angesichts der Neuheit dieser Möglichkeit leider noch nicht. Was diejenigen Kinder betrifft, deren Mutter wegen psychischer Krankheit durch den Vater „ersetzt“ wurde, verweise ich auf die verblüffenden Parallelen zwischen mir und meiner Freundin Ellen (siehe unten *Eine ganz andere Frau*) sowie auf Leben und Werk der Marlen Haushofer (siehe *Roman-Frauen*). Diese Vatertöchter behalten ihr Leben lang ein Gefühl der Fremdheit gegenüber Familie und Kindern. Insgesamt möchte ich deshalb Männer dringend vor dem Versuch warnen, durch Bekundungen ihrer eigenen Kinderliebe und das Versprechen eigenhändiger Baby-Versorgung etwa eine gebärunwillige Frau zum Gebären zu überreden.

Der Clan

Ein junges Ehepaar hat halb unbewußt die ungeliebten Kinderwünsche der älteren Generation in die Tat umgesetzt: Die geistigen Erzeuger unserer Kinder waren mein Vater und die Mutter meines Mannes – zwei Menschen, die gern mehr Kinder gehabt hätten und vor allem gern mehr mit kleinen Kindern zusammengewesen wären, aber die Umstände und die Ehepartner hatten es nicht zugelassen. Mein Mann und ich werden zum künftigen Vater, zur künftigen Mutter stilisiert und stellen erst hinterher fest, daß wir es im Herzen nicht sind. Als ich dieses Geheimnis enthülle, hat mein Mann zunächst sehr ungläubig reagiert. So etwas kann es doch nicht geben im zwanzigsten Jahrhundert, wo Menschen ganz ohne Hilfe ihrer Eltern heiraten und selbstverantwortlich leben!

Gewiß war dazu das Zusammenwirken einiger Faktoren nötig: Die besonders von der Welt abgeschiedene Lebensweise beider Herkunftsfamilien – das Lob, das man für die Versorgung eines jüngeren Geschwisters erhielt – die tiefe Verunsicherung des Mannes durch einen schimpfenden Vater und der Frau durch eine schimpfende Mutter – und dann die Tatsache, daß wir uns beide relativ früh finanziell unabhängig vom Elternhaus gemacht hatten und, dadurch ermutigt, nach „höheren Dingen“ gestrebt hatten. Wir hatten uns über die ganze Welt Gedanken gemacht, vom Vietnamkrieg bis zum Wassermannzeitalter, aber doch nicht über so etwas Triviales wie eine Kleinfamilie! Die Familie wollten wir zwar schon gründen, weil's üblich war und um wieder gelobt zu werden – aber unsere eigentlichen Interessen sollten dem größeren Ganzen gelten. Erst als die Kinder da waren, holte die schwerfällige Herkunftsfamilie uns flinke Nestflüchter wieder ein. Mich erfaßte der heftige Widerwille gegen „die Familie als biologisches Prinzip“. Den Mann hingegen erfaßte die Erinnerung an und unerfüllbare Sehnsucht nach den schönen Seiten seiner frühen Kindheit.

Er sah, daß andere mitteleuropäische Menschen unseres Alters anscheinend die Familiengründung für ihr eigenes allervitalstes Interesse hielten – und nicht für eine Altlast, die man nebenher und aus purer Gutmütigkeit auf sich nimmt. Er hatte deshalb berechnete Sorge, daß wir mit meiner Erklärung für unser Kinderkriegen endgültig „untendurch“ sein würden bei anderen Menschen. Meine Überzeugung, daß diese Erklärung dennoch zutraf, gab mir später den Mut, nach Jahren doch wieder Geld von meinem wohlhabenden Vater anzunehmen, so wie ich die Babyausstattung von der Schwiegermutter angenommen hatte. Das Geld sollte für die Ausbildung der Kinder bestimmt sein – und ihren Erzeuger entlasten, der in meinen Augen nur Werkzeug und Opfer gewesen war.

Mein eigenes Schicksal machte mich neugierig auf das, was in Asien und Afrika geschieht. Dort ist der Fortpflanzungsbefehl nicht bloß irgendein düsteres psychoanalytisches Geheimnis wie in meinem Leben, sondern ein handfestes gesellschaftliches Diktat. Sobald ich mich von meinem persönlichen Elend erholt hatte, begann ich den Fallstricken des Fortpflanzungsbefehls nachzuspüren.

Der größere Teil der Menschheit lebt noch heute in Ländern, wo die alten Leute (Männer und auch Frauen!) sich einen möglichst großen persönlichen Herrschaftsbereich in Form von Kindern und Enkeln aufbauen. Sechzehnjährige werden von den Eltern verpaart, um Enkel zu machen. Wirtschaftliche Gründe? Gewiß. Aber ich konnte nicht glauben, daß wirtschaftliche Gründe allein verantwortlich sind. Es liegt nahe, daß eine arme Familie ihre Kinder zur Arbeit aufs Feld oder in die Fabrik schickt, oder daß man die Kinder auch Betteln und Stehlen schickt, wenn weder Landbesitz noch Arbeitsplatz vorhanden ist. Aber warum wollen die Menschen dann nicht nur Kinder, sondern auch Enkel? Das Verheiraten von Kindern bringt in der Summe keinen wirtschaftlichen Gewinn. Was der Vater bei der Verheiratung von Kindern des einen Geschlechts hereinwirtschaftet (durch Mitgift oder Brautpreis), das muß er bei der Verheiratung des jeweils anderen Geschlechts wieder an Mitgift oder Brautpreis drauflegen. Und wenn die Kinder wieder Kinder kriegen, dann muß das junge Paar sich den eigenen Kindern widmen und hat dadurch weniger Zeit und Geld für die Versorgung der alten Eltern übrig. Selten werden die Menschen alt genug, um in den vollen wirtschaftlichen Genuß der Arbeitskraft ihrer Enkel zu kommen. Enkel stellen demnach für die Alten ein Verlustgeschäft dar.

Mit besonderem Mitgefühl denke ich aber an das sechzehnjährige Mädchen in Afrika und Indien. Es bekommt sein Baby gewiß nicht, um im Alter von ihm versorgt zu werden. Es würde bestimmt lieber ein wenig Geld für das Hier und Heute verdienen, selbst wenn die Löhne noch so niedrig sind. Nicht wegen der Alterssicherung bekommt es sein Baby, sondern um den Mann oder die Schwiegereltern günstig zu stimmen.

Auch in den Industrienationen sagt man, daß mehr Kinder gebraucht werden, um künftige Beitragszahler für die Rentenkassen zu haben. Aber die Aufzucht der kleinen Prinzen und Prinzessinnen in den wohlhabenden Ländern ist sehr kostspielig. Es wäre billiger, zunächst einmal allen Arbeitslosen sowie den Frauen, den rüstigen Alten und den jungen ausländischen Einwanderern Arbeit anzubieten, damit sie die Rentenkasse füllen. Sowohl für die Erste als auch für die Dritte Welt werden Kinder wirtschaftlich begründet, und in beiden Fällen ist die Begründung lückenhaft. Sind wirtschaftliche Gründe manchmal nur ein Vorwand? Wir wissen von den politischen und religiösen Oberhäuptern, die ihr Reich auf Erden und im Himmel vergrößern wollen durch den

Fortpflanzungsbefehl. Die berechtigte Empörung hierüber hat aber den Nachteil, daß der kleine Mann und die kleine Frau sich völlig unschuldig fühlen am Geschehen.

Es gibt die soziobiologische Theorie: seit Millionen von Jahren haben Tiere und Menschen ihre Gene weitergegeben an Nachkommen, und so sind nur diejenigen Genkombinationen übriggeblieben, die einen Menschen auch veranlassen, bedingungslos alles für die fortpflanzungsfähigen Kinder und Enkel (oder ersatzweise Neffen und Nichten) zu tun. Gene, die ein anderes Verhalten begünstigten, sind einfach ausgestorben. Mit den Märchen und Mythen ging es genauso. Auch die Kultur verhält sich nach soziobiologischer Lehrmeinung quasi-genetisch. Diejenigen Märchen und Mythen, die das Kinderkriegen begünstigten und als Kitt zwischen Vätern und Söhnen wirkten, wurden weitergetragen. Fortpflanzungsfeindliche Geschichten dagegen starben in den Jahrtausenden der mündlichen Überlieferung einfach aus, weil die zuhörenden Enkel fehlten. Oder?

Es gibt sie ja durchaus, die Märchen und Mythen von fortpflanzungsfeindlichen Menschen. All die Geschichten, wo dem König Entmachtung und Tod durch den leiblichen Sohn geweissagt wird, und wo er daraufhin den kleinen Sohn in die Wildnis wirft! Sigmund Freud hat ein ganzes Lehrgebäude auf dem tödlichen Machtkampf zwischen Vater und Sohn errichtet, und Elias Canetti erzählt sogar von einem historischen Zulu-König, der an seinen hundert Ehefrauen das Aufpassen und Vorher-Herausgehen praktizierte, um niemals die Macht an einen Sohn abgeben zu müssen. Der Kummer, schon zu Lebzeiten von der nachwachsenden Jugend beiseitegedrängt zu werden, sitzt tief in uns. Er betrifft nicht nur Könige, sondern jeden Menschen, sonst hätte man jene Motive ja nicht überliefert. Dennoch sind auch diese Märchen nicht fortpflanzungsfeindlich, sondern fortpflanzungsfreundlich. Denn sie enden stets damit, daß die fortpflanzungsunwilligen Väter hereingelegt, entmachtet oder gar getötet werden. Füge dich also, Mensch, in die Fortpflanzung!

Auf zweierlei Weise lernten die Väter, den Neid auf die Jugend zu mildern: entweder man macht die jungen Menschen zu rechtlosen Dienern und Erfüllungshelfern der Eltern und Großeltern wie im alten China. Oder man identifiziert sich mit dem Nachwuchs und imitiert noch im Alter die Freuden der Kindheit und Jugend oder was man dafür hält. Das geschieht heute in der westlichen Welt. Für den westlichen Menschen mag die soziobiologische Lehre vom Angeborenssein des Fortpflanzungsprogramms nur eine umstrittene Theorie sein. In Asien und Afrika jedoch hat das „fortpflanzungswütige Gen“ sich einen geistigen Überbau geschaffen, der das gesamte kulturelle Leben durchdringt: die Verehrung von Vorfahren, untrennbar verknüpft mit der Forderung nach Nachkommen – denn für die Nachkommen wirst du

selbst zum Vorfahren. Diese Vorstellung ist noch immer eine mächtige (ich behaupte sogar: die mächtigste) Weltreligion, denn unter dem Mantel des Christentums, des Islams, des Buddhismus, des Materialismus, des Sozialismus und jedes nur denkbaren -ismus vermag sie weiterzuexistieren.

Der chinesische Bauer glaubte (oder glaubt noch heute), daß die Seelen der Verstorbenen sich vom Gedenken der Lebenden ernähren. Wenn das Gedenken, ausgedrückt durch den aufsteigenden Rauch oder Duft von Opfern, eines Tages aufhört, dann verblaßt und stirbt die Seele. Niemand stirbt gern, und so trachtet der alte Mensch danach, sein Gedenken zu sichern. In Japan ist die Ahnenverehrung hervorragend an die heutige Zivilisation angepaßt: dort können nicht nur Söhne, sondern auch Töchter sowie nichtverwandte Bewunderer des Toten das nötige Gedenken leisten, und der Alte denkt auch nicht in erster Linie an biologischen Fortbestand, sondern vielmehr an Wohlstand und Karriere der jüngeren Leute. Doch diese bewundernswerte Kultur betrifft uns hier im Westen weniger. Wir müssen vielmehr den nackten, unzivilisierten Regungen der Ahnen auf die Spur kommen, die auch in unseren Seelentiefen noch lauern könnten – und die vielleicht gerade dann, wenn wir alle anderen politischen und religiösen Überzeugungen verloren haben, wieder ihre Köpfe erheben könnten.

Ich beschreibe als Modell den afrikanischen Ahnenglauben, weil es den Afrikanern gelungen ist, aus einer ungeschminkten Vergötterung der körperlichen Vitalität eine tiefe Philosophie zu formen, die Jahrtausende überdauert hat.

„Leben“ besteht nach afrikanischer Philosophie aus zwei Bestandteilen: Kraft (Wirksamkeit) einerseits und Erlebnis (Genußfähigkeit) andererseits. Die Seele des Verstorbenen behält ihre Kraft, d.h. ihren Einfluß auf die Lebenden, aber sie verliert ihre Erlebnisfähigkeit. Sie schleicht sozusagen hochgradig gedämpft durch das Schattenreich und vermag sich an nichts mehr zu erfreuen. Alle Verstorbenen einer Familie verfügen über einen gemeinsamen „Kraft-Pool“ und sind dadurch mächtiger als der lebende Mensch – aber sie sind jämmerlich darauf angewiesen, daß dieser lebende Enkel ihnen seine eigenen Erlebnisse (Nahrung, Sex, Natur, Kunst) vorerlebt, damit sie sich mitfreuen können – der Nachkomme ist ihr totales Kino, ihr Erlebnis aus zweiter Hand. Ist nicht die Parallele verblüffend zu einigen alten Menschen hierzulande, die ihr ungelebtes Leben in den Kindern erfüllt sehen möchten?

Der Afrikaner ging noch weiter: in seinen Augen dienten alle Kulturleistungen des Menschen (Wissenschaft, Kunst, Technik, Medizin) nur dazu, den bereits vorhandenen Kraft-Pool der Abstammungsgemeinschaft „anzuzapfen“, die Kräfte nutzbar zu machen für diese oder jene irdischen Erfolge. Die Arbeitskraft des Menschen

ist demnach zwar organisatorisch wertvoll, aber nicht eigentlich produktiv. Produktiv ist allein die Vergrößerung der Abstammungsgemeinschaft durch Fortpflanzung, denn die Zahl der lebenden Menschen vergrößert den „Erlebnis-Pool“ für die Nutzung durch die Toten, und wenn die Lebenden sterben, sorgen sie auch noch für die Vergrößerung des Kraft-Pools der gesamten Gruppe. Es geht demnach nicht nur um eine Bestandserhaltung (um den Ersatz eines alten Körpers durch einen Urenkel, in dessen Körper die Seele schlüpfen könnte), sondern das System ist eindeutig auf Expansion ausgerichtet, auf Vergrößerung des Pools der Lebenden wie des Pools der Toten. Und für dieses Ziel wird das Leidenmüssen des Individuums in Kauf genommen! Auch in Hunger und Krieg, in Krankheit und Liebesleid *muß* der einzelne weiterleben und sich fortpflanzen, damit vielleicht glücklichere Nachkommen in den Pool positive Erlebnisse einzahlen. Leidvolle Erlebnisse werden also nicht redlich bilanziert, sondern nur als Durststrecke auf dem Weg zu positiven Erlebnissen hingestellt. (Anders wird dies z.B. im Buddhismus gesehen, der den Verzicht auf schöne Erlebnisse empfiehlt, wenn dadurch einem Lebewesen gleichzeitig Leid erspart bleibt.)

Wie erbarmungslos ein solches System Menschen auf die Welt werfen kann, erfuhr eine Ärztin in Ruanda. Dort existiert ein Sprichwort: „Um sterben zu können, muß ein Mensch erst einmal geboren werden.“ So war eine aidsinfizierte Frau bereit, für eine neue Partnerschaft ein zweites Kind zu bekommen, obwohl sie wußte, daß etwa ein Drittel der Babies selbst Aids bekommt und die meisten infizierten Frauen sterben, ehe die eventuell überlebenden Kinder herangewachsen sind. Sie ging das Risiko ein für die Chance, ein gesundes Kind zu hinterlassen. Aber auch in Deutschland weiß die Aidshilfe zu berichten, daß der unerfüllte Kinderwunsch ein großes Problem für junge HIV-positive Frauen darstellt. Was für uns nur eine schwer definierbare Angst ist, kann für den traditionellen Afrikaner eine handfeste Bedrohung sein: Wenn er es wagen sollte, ohne Hinterlassung von Kindern und Enkeln (oder, ersatzweise, Nichten und Neffen) zu sterben, gellt ein einziger Schrei der Wut und der Angst durch das All – denn in diesem Augenblick löst sich der von den Vorfahren angesammelte Kraft-Pool auf, und mit dem Verstorbenen zusammen versinken seine Hunderten von Ahnen im absoluten Nichts. Die Qual dieser Geistermasse und besonders die Qual des schuldigen Letzten (der womöglich freiwillig die Kette abreißen ließ) steht der christlichen Höllenqual gewiß ebenbürtig zur Seite.

Seelen im Wartestand

Es gibt einige Menschen, die für sich persönlich keine Kinder wollen. Fast jeder kennt einen Junggesellenonkel oder ein freiwillig kinderloses Paar, aber diese Menschen geben keine Statements ab, sie schweigen über ihre Beweggründe. Und auch jene Frau, deren Mann sich gleich nach dem ersten Kind sterilisieren ließ, weil es ihr nicht so gut ging – die Frau schweigt vor anderen Frauen darüber. Ein Mensch mit Kindern ist viel eher bereit, sich im Kneipengespräch zur Familie zu bekennen. So fehlt dem fragenden jungen Menschen jedes „kinderfreie“ Vorbild. Der gesamte geistige Überbau, die kulturelle und religiöse Symbolik ist auf Kinder eingestellt, und das macht die Kinderlosen ängstlich. „Das wundert mich gar nicht,“ frozzelt ein Freund, „stell dir doch vor, es wäre Weihnachten, und die Krippe bliebe leer!“ Dem widerspricht durchaus nicht, daß unsere äußere Welt, unsere Mode- und Technowelt kinderlos, ja kinderfeindlich ist. Äußerlich ist es durchaus angenehmer, ohne Kinder zu leben. Aber die tieferen Schichten der Seele kommen vom Kindsymbol nicht los und zeugen auf diese Weise Kinder auch in ungeeigneten Situationen. Der Mensch träumt nachts von Babies und Geburten. Er nimmt die Träume wörtlich und weiß nicht, daß das Symbol „Kind“ für jede Neuerung im Menschenleben steht, für die eigene Neugeburt, auch für Erfindungen oder wissenschaftliche Leistungen.

Ich will Geld sammeln für Familienplanungsberatung von Frauen in der Dritten Welt und stelle fest, daß ich damit auf verlorenem Posten stehe. Da ist ein Akademiker, Ende dreißig, ehemaliger Linker (jetzt meditiert er); er liebt sein einziges Kind, obwohl er zugibt, daß dessen Zeugung ein Verhütungsfehler war. Ich habe ihm von meinem Anliegen vorgeschwärmt, und er verspricht, darüber nachzudenken. Eine Woche später ruft er an: Tja, er habe sich aufgerafft, mal was gegen seinen Geiz zu tun, und ich würde mich doch da auskennen – ob ich ihm die Kontonummer durchgeben könnte vom Kinderhilfswerk UNICEF? Das war natürlich nicht die Organisation, für die ich geworben hatte. Aber die Menschen wollen für Kinder spenden, die da sind, die sichtbar sind – nicht für das Nichtgeborenwerden von Kindern. Und für das Geborensseinmüssen von einigen Kindern, denen man hilft, nimmt man in Kauf, daß soundsoviele andere geborene Kinder leiden müssen, weil unser bißchen Hilfe einfach nicht überall hingelangen kann.

Hugo von Hoffmannsthal schrieb den Text zu einer Strauß-Oper „Die Frau ohne Schatten“: Eine Kaiserin hat keinen Schatten und ist dadurch unfruchtbar. Sie kauft einer Handwerkerfrau deren Schatten ab. Doch die Handwerkerfrau bereut ihr Tun

bitter, als sie die klagenden Stimmen ihrer ungeborenen Kinder hört! Den beiden Frauen werden allerhand Prüfungen auferlegt, und nach Bestehen erhält jede ihren eigenen Schatten. Und die Geisterstimmen der ungeborenen Kinder stimmen hell in den allgemeinen Jubelgesang ein. Solche Frauen ohne Schatten gibt es wirklich. Eine Frau, deren Gebärmutter nach zwei Kindern herausgenommen wurde, schrieb, sie käme sich vor wie ein ausgenommenes Huhn.

Eine amerikanische Studie von Susan Lang nennt sich: „Wir Frauen ohne Kinder – was Männer nie begründen müssen“. Ich halte es allerdings für falsch, die Männer für unbelastet zu halten. Männer müssen zwar nach der öffentlichen Meinung nicht unbedingt mit Kindern umgehen, aber zeugen müssen sie sie sehr wohl. Viele Männer haben ein Kind nur deshalb gezeugt, weil die Frau es wünschte. Wenn in einer materiell versorgten Partnerschaft der eine ein Kind will und der andere nicht, gilt der Kinderwünschende vor der Welt als der bessere Mensch, und der andere gibt deshalb nach – darin liegt das Problem, völlig unabhängig vom Geschlecht. Es gibt mehr Männer als Frauen, die ganz ohne Kind bleiben würden, wenn der Druck von der Partnerin oder der Außenwelt nicht da wäre. Allerdings: *wenn* ein Mann überhaupt ein Kind bejaht, dann bejaht er leichter als die Frau auch ein zweites oder drittes, da er ja nicht die Hauptarbeit hat.

Gibt es das wirklich, Seelen im Wartestand? Es geht im Märchen von der Frau ohne Schatten ja nicht um die schon Gezeugten und noch Ungeborenen der Abtreibungsdiskussion, sondern um Ungezeugte, die *traurig* sind, wenn man sie nicht zeugt! Diese Vorstellung ist zwar ein Widerspruch in sich, aber trotzdem ganz deutlich mit abergläubischen Ängsten besetzt – *weil der Mensch Angst hat vor dem eigenen Ungezeugtsein, vor der eigenen Nichtexistenz nach dem Motto „Was wäre, wenn ...?“* Für den gläubigen Christen dürfte es die Seelen im Wartestand eigentlich nicht geben. Der Kirchenlehrer Thomas von Aquin erklärte im Mittelalter, daß jede Seele im Augenblick der Schöpfung von Gott aus dem Nichts geschaffen werde (*creatio ex nihilo*). Anders ist die Situation für die, die an Reinkarnation (wiederholte Erdenleben) glauben. Für sie sind die Seelen schon vor der Zeugung da. Ob die Seelen Entscheidendes versäumen, wenn sie in ihrem Reich ein wenig länger auf ihre irdische Wiedergeburt warten müssen? Tatsächlich sprechen die Japaner vom „Zurückschicken der Seele“ – ein milder Ausdruck für die Abtreibung. Inzwischen soll schon fast ein Viertel der jungen Erwachsenen in den westlichen Industrieländern an Reinkarnation glauben. Diese Lehre wäre geeignet, uns Gelassenheit zu geben. Denn demnach wäre die Seele des Kindes nur ein Gast bei den Eltern, die Blutsverwandschaft wäre nicht mehr so wichtig und die Erziehungsgewalt der Eltern wäre eingeschränkt. Außerdem wäre die Vorstel-

lung, daß keine neuen Seelen geschaffen werden und nur der alte Bestand noch auf die Erde kommen muß, eine Absage an die Wachstumsideologie. Doch gerade bei westlichen Anhängern der Reinkarnationslehre versucht sich der Fortpflanzungsbefehl immer wieder Gehör zu verschaffen. Denn die östliche Vorstellung vom Kreislauf der Geburten wird hier verquickt mit geschichtlichen Heils- und Unheilserwartungen, wie sie dem expansiven, vorwärtsdrängenden Weltbild des Europäers entsprechen. Das heißt, die Gläubigen des Wassermannzeitalters, des New Age und der christlich gefärbten Esoterik begnügen sich nicht mit der individuellen Erlösung, sondern setzen sich durchaus für ein bessere Welt ein, mit der sie allerdings häufig erst nach einer vorangegangenen Katastrophe rechnen. Die Vorstellung, kleine Seelen bei sich aufzunehmen und ihnen eine Erziehung zu bieten, nimmt dabei in der Phantasie dieser Menschen einen breiten Raum ein. Da heißt es dann, es würden „jetzt besonders viele Seelen auf die Erde kommen wollen“ – sei es, um vor der Katastrophe noch schnell ihre Erdschulden abzutragen oder sei es, um mit an einer besseren Welt zu bauen. So oder so – der Fortpflanzungsbefehl findet in fast jeder Gruppe sein passendes Mäntelchen, um unterzuschlüpfen.

Daß die Menschen in der Dritten Welt nichts davon haben, wenn hierzulande ein weiterer – und sei es noch so liebevoll erzogener – Rohstoffverbraucher und Abgasproduzent geboren wird, daran wird nicht gedacht.

Daseinsdurst

Im Hinduismus und Buddhismus ist es für die guten Menschen der schönste Lohn, den Kreislauf von Geburt und Tod unterbrechen zu dürfen und nicht mehr wiederkommen zu müssen auf die Erde. So waren diese philosophischen Systeme im Prinzip fortpflanzungsfeindlich. Aber die reinen Lehren indischer Weiser, die sich so kühn dem Fortpflanzungsbefehl widersetzen, blieben nur das Gut einer kleinen geistigen Elite. Für das Volk wurden Zugeständnisse gemacht, wurden Fruchtbarkeit, Ahnenkult und die Interessen der Landbesitzer schnell wieder in jede Religion eingebaut. Blut und Boden setzten sich immer wieder durch. Es siegte der Bauch. Es siegte das, was ich Fortpflanzungsbefehl und Buddha „Daseinsdurst“ nannte. Die Seelen, so heißt es, haben einst aus Neugier und Erlebnishunger beschlossen, auf die Erde zu kommen, und nun müssen sie immer wieder kommen, bis sie ausgelernt haben. Zu Buddha kam einmal weinend eine ältere Dame gelaufen. Sie trug zum Zeichen der Trauer einen nassen Sari, das heißt, sie hatte ihr Kleid in Wasser getaucht. Ihr liebstes

Enkelkind war gestorben. Buddha fragte: „Würdest du gern hundert Enkelkinder haben?“ „Oh ja!“ „Dann,“ sprach Buddha lächelnd, „würdest du aus deinem nassen Sari nie wieder herauskommen.“

Christen, Juden und teilweise auch Moslems haben für den Daseinsdurst eine andere Begründung: nicht die einzelne Seele von sich aus hat leben wollen, sondern der Schöpfergott hat jede von ihnen geschaffen, um etwas zu haben, was er lieben kann und was ihn wiederliebt, und um dem spannenden Schauspiel zuzusehen, wie sie lernen, und wie sie sich für ihn, für das Gute und gegen das Böse entscheiden. Das Leiden der Lebewesen nimmt der Schöpfergott billigend in Kauf. Die Motive dieses Gottes ähneln verblüffend den Motiven des Menschen, der sich Kinder wünscht. Daraus zogen dann Kirchenobere den Schluß, daß ein schaffens-freudiger Gott ein Recht auf Baumaterial habe und es deshalb keine hundertprozentig sichere Verhütung geben dürfe. Selbst die Enthaltbarkeit in der katholischen Ehe wird ja nur dann begrüßt, wenn beide Partner sie wollen.

Eine ganz andere Frau

Es ist meinem Mann und mir nicht möglich, das Gespräch einzustellen und einfach den Kopf in eine Zeitung zu stecken oder vor dem Fernseher zu sitzen wie so viele andere Eltern. Vom ersten Tag unseres Kennenlernens an haben wir gepflegte Gespräche über Bücher, Menschen und Öko-Projekte geführt. Und nun erlebe ich immer öfter, wie der Ton umschlägt vom schönen Gespräch in ein kleinliches Zänkeln über Kindererziehung und richtige oder falsche Alltagsgestaltung. Denn auf die vierzig zugehend, spürt mein Mann sehr deutlich, daß meine Gelegenheitsschriftstellerei und seine Hausmusik nicht mehr genügen, um unser Dasein zu rechtfertigen in den Augen unserer Freunde aus der Mittelschicht. „Die Leute“ erwarteten jetzt ganz anderes von uns. Wir sind nun einmal nur Arbeiter, und wenn der Mann schon nicht beruflich aufstieg (sondern vielmehr abstieg durch seinen Wunsch nach einer Halbtagsstelle), dann hätten wir ein kunstvoll mit eigenen Händen gestaltetes Zuhause und bestens gepflegte, musisch geförderte Kinder vorweisen müssen, was wir aber nie können werden, und das ist sicher zur Hälfte, wenn nicht gar zu zwei Dritteln, meine Schuld. Meine Kinder rennen zwischen den Mahlzeiten nur draußen herum; sie wissen noch mit vier Jahren nicht, was Frühling und Herbst, was Geburtstag und Weihnachten ist.

Daß wir stattdessen mitgeholfen haben, zwei Tagungsstätten, also Kleinbetriebe anderer Leute aufzubauen, und daß ich, die Frau, viel mehr als der Mann meine Freude

an solchen Helfertätigkeiten habe – das zählt für Außenstehende nicht. Da mein Mann und ich beide dieses tägliche kleine Gezänk in den Ehen unserer Eltern ablehnen, habe ich beschlossen, nicht zu streiten, sondern lieber lautlos aufzugeben. Meine psychische Unsicherheit besteht darin, daß ich auf die Zufriedenheit des Partners angewiesen bin. Mit einem unzufriedenen Mann halte ich nicht durch. Über kurz oder lang werde ich gezwungen sein, einen anderen Mann zu suchen, der mit mir wirklich zufrieden ist.

In dem Chaos der nun folgenden Monate bekomme ich ein drittes Töchterchen. Und die Pointe ist, daß dieses ungeplante Kind mir nie die Ängste und Beklemmungen verursacht, die ich bei den beiden ersten Kindern erlebt habe – denn dieses Kind ist unbelastet von den Hoffnungen des Mannes und der Großeltern. Wir sind in eine Wohngemeinschaft gezogen. Wir haben jeden Versuch aufgegeben, die Fassade von Familie zu wahren, und damit ist zumindest von mir eine Zentnerlast abgefallen. Bei diesem dritten Kind weiß ich von Anfang an, daß es von anderen Mitgliedern unserer Wohngemeinschaft betreut werden soll – von Ellen und Hermann. Statt der echt mütterlichen Matrone mit Kind, die mein Mann sich vorstellte, haben wir Ellen gefunden. Sie ist in meinem Alter und noch kleiner und stiller als ich, aber hinter ihrem Lächeln steht ein unbeugsamer Wille. Sie lebt mit dem viel älteren Hermann zusammen, der Krebs hat und nicht mehr lange leben wird. Ellen sorgt tagsüber für meine beiden jüngeren Töchter und für Hermann und verlangt zu unserem Glück kein Geld dafür, denn sie will ihre Erfahrung machen. Für Ellen ist das ganze Leben nur Erfahrung, die sie hinter sich zurücklassen möchte. Sie will wissen, wie das ist, für ein Neugeborenes zu sorgen – und anschließend kann sie dann ihren Eltern und Freunden sagen, daß es eine schöne Erfahrung sei, aber nicht so bedeutsam, als daß man es nun immer wieder haben müßte. Das soll sagen, sie braucht dann mit Fug und Recht nicht zu heiraten und keine Kinder zu kriegen. Mit Hermann ist es das gleiche: Ellen hat Hermann und einige andere Freunde gehabt, und das ist nett gewesen, aber nun auch wieder nicht so aufregend, daß man es immer wieder haben müßte.

Nur eine Sache gibt es, die noch aufregend und hoffnungsvoll für Ellen ist, und das ist Gott. Wenn Ellen hier nicht mehr gebraucht wird – das heißt, wenn Hermann stirbt und meine Jüngste in den Kindergarten kommt – will sie Theologie studieren und in einem Kloster leben. Ich teile Ellens Erwartungen in Bezug auf Gott ganz und gar nicht. Aber in ihr habe ich erstmals eine Frau gefunden, die die Kargheit meines persönlichen Lebensstils teilt, ohne eine Chaotin zu sein. So wird sie mein erstes weibliches Vorbild. Und eine Gemeinsamkeit hat Ellen mit mir: ihre Mutter wurde wie meine nach Ellens Geburt psychisch krank, auch Ellen wurde mehr vom Vater

als von der Mutter versorgt und geschätzt, auch ihre Mutter gebar trotz Krankheit noch ein Geschwisterchen. Wenn Ellens und meine innere Distanz zum privaten Leben und zur Welt nur ein Defekt sein soll, eine Folge frühkindlicher Schäden, so ist es zumindest in unserem Fall ein Defekt, der uns die Frucht der Erkenntnis einbrachte.

Besorgte Menschen fragen, wie die beiden älteren Töchter die schleichende Trennung zwischen mir und ihrem Vater aufgenommen haben. Diese Töchter beweisen, daß „Familie“ kein den Kindern angeborener Begriff ist. Sie glauben, daß Männer und Frauen ebenso wie Kinder Freundschaften schließen, und daß Kinder dort wohnen, wo eben Platz ist. Sie haben meinen Mann mit dem Vornamen gerufen. Er ist ein alter Freund, der immer seltener zu Besuch kommt, und dafür kommt ein neuer Freund immer öfter, bis er eines Tages für ganz bleibt. So hat es immer Männer in unserer Wohngemeinschaft gegeben – und damit sind meine Töchter fast schon privilegiert, denn die Kinder aus der Nachbarschaft, mit denen sie spielen, haben fast alle eine Mutter ohne Mann. Meiner Ältesten habe ich schon ein wenig von ihrer Zeugung und Geburt erzählt, aber sie hat damit nie das verbunden, was die Gesellschaft damit verbindet: einen Besitzanspruch eines Kindes auf einen bestimmten Erwachsenen. Erst in der Schule und aus Fernsehserien haben die Töchter dann erfahren, was für ein Drama die Scheidung bei anderen Leuten und in einer Normalfamilie bedeutet. Und nur eine der Töchter – die mittlere – schloß sich später in der Nachbarschaft bewußt einer Normalfamilie mit Vater, Mutter, Tochter und Sohn an. Die beiden anderen finden nach wie vor, daß Spielgefährten aus Normalfamilien für ihren Geschmack zu viele Reichtümer und zu wenig Freiheit haben.

Mehr als die Frage nach dem Vater hätte mich interessiert, wie die Kinder über Ellen denken und was sie von ihr in Erinnerung haben. Und seltsam – als ich die Mädchen Jahre später frage, können sie sich kaum an Ellen erinnern. Die Frau, deren Philosophie ich so sehr bewundern lernte, hat in den Kindern keine Spuren hinterlassen. Sie hat nie geschimpft wie die Männer, nie geweint wie ich, sie war jeden Tag freundlich, ohne viele Worte und ohne jede glückhafte Besorgnis. Vielleicht gehörte es gerade zu ihrem Wesen, niemals ein Kind prägen zu wollen, wie es Eltern tun?

Ein neuer Traum

Rein bevölkerungsstatistisch gesehen mag ich mit Kindern und neuem Mann eine Familie darstellen, doch im Herzen werden wir niemals Familie sein. *Gerade weil ich*

jeden Anspruch auf Glück durch Familie aufgab, gelang es mir, wenigstens das Leid zu vermeiden, das in Familien so oft zu Hause ist. Wir wohnen zusammen und helfen einander bei der Erfüllung unserer Pflichten: Schule, Arbeit, Haushalt, Haustiere. Ich trage noch immer den Löwenanteil der Pflichten, das ist mein Zugeständnis an das Patriarchat. Aber die Freizeit, sei sie viel oder wenig, verbringt jeder von uns für sich – in seinem eigenen Zimmer, bei seinen eigenen Freunden, mit seinem persönlichen Hobby oder Verein. Darauf lege ich Wert. Am Abend, am Sonntag und im Urlaub sind Alte und Junge nie zusammen, es sei denn, zwei von uns haben wirklich ausnahmsweise ein gemeinsames Hobby. Wir haben nicht einmal Familienfernsehen – denn kleine Kinder dürfen nicht fernsehen, und große Kinder bekommen den eigenen Apparat aufs Zimmer.

Stolze junge Eltern haben uns mit ihrem Baby besucht. Ich bin froh, diese Phase hinter mir zu haben. Als sie gegangen sind, nimmt meine jüngste Tochter ihr Kaninchen auf den Arm. „Das Baby ist lange nicht so süß wie das Kaninchen,“ sagt sie. Sie denkt nach und fügt hinzu: „Es hat kein Fell.“ Ich zucke zusammen. *Das gleiche habe ich auch gedacht.* Nie zuvor habe ich mit meinen Töchtern darüber gesprochen. Hat das Kind es geerbt? Haben wir den gleichen partiellen Instinkt-Ausfall?

Meine Tagträume haben sich gewandelt. Sie handeln jetzt nicht mehr von mir und meinem Prinzen, sondern von jungen Menschen meiner Umgebung – und davon, daß diese jungen Menschen vielleicht einmal keine Kinder bekommen.

Der Schnitt

Bei der Geburt meiner Kinder erwartete man von mir, daß ich für eine bessere Zukunft leben würde. Ich war schon einige Jahre früher als meine Altersgenossen „öko“ geworden. Ich hatte dies mit Gerechtigkeit und Dritter Welt begründet. Ich war für eine bessere Welt gewesen, ohne dies an einzelnen Menschen festzumachen. Meinen Schwiegereltern hatte mein Sosein imponiert, und nun waren sie überzeugt, daß man solchen Idealismus kanalisieren könnte in das Wohlsein konkreter Enkelkinder.

„Andere Frauen“ gaben für ein Kind das Rauchen oder gar die Drogen auf. Andere Frauen interessierten sich jetzt plötzlich für biologisch angebautes Gemüse. Andere Frauen kämpften wie die Löwinnen, wenn sich im Sandkasten Hundedreck oder Tschernobyl-Regen befand. Ich nicht. Ich war schon seit meiner Pubertät die, die ich

heute bin – sparsam, drogenfrei, leistungsmotiviert, aber gleichgültig gegenüber materiellen Dingen. Die Geburt änderte nichts an mir. Sie vermochte dem bescheidenen Grundbestand meiner guten Eigenschaften keine einzige hinzuzufügen. Ich konnte es selbst kaum glauben. Ich habe stets einen hohen Preis gezahlt für die Bereitschaft, etwas zu beweisen. Ich habe es mit drei Geburten probiert, ehe ich den Beweis für erbracht ansah: ich würde mich nicht mehr ändern.

Oder doch? Als die Kinder da waren, erwachte mein Interesse am einzelnen Menschen. Aber nicht am künftigen Menschen (in Form von Kindern), sondern an Menschen der Vergangenheit. Ich stieg in die Geschichten meiner Mutter, Großmutter und Schwiegermutter ein, ergründete all die zweifelhaften Umstände, die diese Frauen dazu veranlaßt hatten, zu heiraten und Kinder zu kriegen. Ich fand meine These bestätigt, daß es „Männerfrauen“ und „Kinderfrauen“ gibt, und daß keine Frau meiner Bekanntschaft es fertigbrachte, beides – sowohl Mann als auch Kind – mit gleicher Innigkeit zu lieben. Ich sah, daß die „Kinderfrauen“ für moralisch höherwertig galten, und daß die „Männerfrauen“ dadurch häufig genötigt waren, sich und anderen etwas vorzumachen.

Ich verschlang historische Romane und die Biographien von Künstler/innen und Wissenschaftler/innen. Ich las aber auch die Briefe, Tagebücher und dichterischen Versuche meiner eigenen Vorfahren. Ich bekam eine Ahnung von der drückenden Fülle der Menschheitsgeschichte, die lange vor mir schon abgelaufen war und fern von mir noch ablief. Ich hatte das Gefühl, unzählige Menschen aus Vergangenheit und Gegenwart sehnen sich danach, daß ihre Lebensgeschichte endlich gelesen, gehört, verstanden wird, statt daß die Wogen der Zeit einfach über sie hinweggehen.

Ich erschrak vor mir selbst – oder erschrak ich eher vor meinem Mann? – weil wir die grenzenlose Naivität und den ebenso grenzenlosen Hochmut besessen hatten, uns einfach ein paar neue Kinder, ein paar zusätzliche Menschen zu Erfahrungs- und Erziehungszwecken zu machen, so als wäre nichts gewesen. Als gäbe es nicht bereits Millionen geborener Menschen, die unserer Hilfe bedurften, und Millionen verstorbener Menschen, deren Erfahrungen verarbeitet werden müßten. Die Erde trug schwer an der Geschichte der Menschheit, und tausend Lebensjahre würden nicht reichen, um das bereits Vorhandene zu sichten und auch nur notdürftig in Ordnung zu bringen. Stattdessen fing man immer und immer wieder mit neuen Kindern an, als wäre man das erste Menschenpaar!

Mir wurde bewußt, daß jedes der Milliarden Erdenwesen eine eigene Biographie hat, aber nur von einigen wenigen, die zufällig berühmt werden, erfahren wir diese Biographie. Und das einzige Zeugnis der Persönlichkeit, das von unzähligen anderen

Menschen bleibt, sind jene kleinen Hefte, wo Eltern hineinschreiben, wieviel das Baby gewogen hat und wann es seinen ersten Zahn bekommen und sein erstes Wort gesagt hat. Mit viel Glück kann man auch noch aus den Schulzeugnissen und dem Hochzeitsfoto des jungen Menschen etwas herauslesen. Aber danach? Danach lebt der Mensch noch fünfzig Jahre, und wenn er nicht gerade Dichter oder Politiker wird, hören wir nie wieder von ihm.

Mir schien das ein empörendes Mißverhältnis – die ersten, kaum bewußten Jahre werden mit soviel Hoffnung befrachtet, und das mühevoll Erleben späterer Jahrzehnte gilt so wenig! Freundschaft und Liebe zählen dann nicht mehr, und differenzierte persönliche Leiderfahrungen (Trennung, Scheidung, Berufswechsel, Mißerfolge bei der Erziehung, Änderungen der religiösen und politischen Orientierung) gelten nur als peinlich und nicht mitteilenswert. Ein Haus wird gebaut und die Zahl der Kinder und Enkel genannt, das ist alles. Allenfalls wird über das eine oder andere Kind noch kopfschüttelnd und hinter vorgehaltener Hand erzählt, daß es aus rätselhaften Gründen mißraten sei. Mich empörte die Geringschätzung gegenüber den unzähligen Erwachsenenleben – all die unbekannt Menschen, die nur noch für materielle Güter und für Nachkommen leben durften. Aber in meine Empörung mischte sich eine Hoffnung: Wenn es gelingt

- dem einzelnen Menschen (vor allem endlich auch der Frau) ein Gefühl für die Wichtigkeit seines kleinen Lebens zu vermitteln, ein Gefühl für die Einmaligkeit seiner Erlebnisse, aber auch für die eigene politische und soziale Verantwortung,
- wenn der Mensch Zeugnisse seines Erwachsenenlebens, wie Briefe, Tagebücher, Fotos und kleine künstlerische Produkte sammelt, und wenn er oder sie bereit ist, die eine oder andere Frucht seines Lebens, die vielleicht zeitgeschichtlich aufschlußreich ist, auch Fremden zu zeigen,
- dann kann sich der einzelne vielleicht lebenssatter von dieser Erde verabschieden und ist nicht mehr gezwungen, um jeden Preis in biologischen Nachkommen und von ihm persönlich erzogenen Kindern fortzuleben.

Als ich erwachte, war ich sehr alt geworden. Ich hatte ein neues Geschichtsbild, das mein Mann, meine Schwiegereltern und meine Freunde nicht hatten. Biologisch war ich die Jüngste unter ihnen – noch keine dreißig Jahre alt – und doch zu alt, um deren ewig junge Hoffnungen und Wünsche zu teilen. Deshalb mußte ich mich von ihnen trennen. Ich mußte einen Schnitt machen, auch im eigenen Bauch. Ich mußte wissen: nie wieder, was auch immer geschah, würde ich weitere Menschen in die Welt setzen. Ich meldete mich an zur Sterilisation.

Mein Mann kam mit, um zu unterschreiben, daß er mit meiner Sterilisation einverstanden war. Die Sterilisation einer Frau unter dreißig wird nicht gern gesehen. Aber da ich soeben mein drittes Kind geboren hatte und ziemlich mager aussah, und da der Mann arbeitslos war und wesentlich älter als ich – alt genug, um zu wissen, was er wollte – hatte niemand Bedenken. Wenn der Arzt gewußt hätte, daß ich eine Scheidung und eine neue Partnerschaft in Erwägung zog, hätte er Bedenken gehabt. Viele Leute wollen in einer neuen Partnerschaft auch ein neues Baby. Wenn der neue Mann nun sehr nett zu mir war und mich aufpäppelte, und wenn er genug Geld hatte für eine Putzfrau und einen Babysitter? Nein, auch dann nicht! Der Mann, der geistig zu mir paßte, würde keine leiblichen Nachkommen wollen. Da ich mir aber nicht zutraute, dem Arzt zu erklären, daß mein Geschichtsbild sich gewandelt hätte, zog ich es vor, feige zu sein und den alten Ehemann zum Unterschreiben mitzunehmen, solange das noch ging. Trotz der Enttäuschung, die gerade mein Mann bei der Kindererziehung erlebt hatte, war uns klar, daß nur ich und nicht er für die Sterilisation in Frage kam. Zu tief saß bei ihm die Hoffnung, daß er mit einer anderen Frau, einem anderen Kind und unter günstigeren äußeren Umständen das vorgeschriebene Gesamtkunstwerk „Familienleben“ doch noch schaffen würde.

Sein Vater starb, die Mutter zog sich auf ihr Kämmerlein zurück, mein Mann erbte Haus und Garten. Bei diesem Haus wollte er sich einen Job suchen, denn mittels Haus würde man schön leben können ohne große berufliche Anstrengung des Mannes und ohne unbedingtes Mitverdienenmüssen der Frau. Beide Partner sollten neben dem Baby noch Zeit für sich haben. Und keine Geschwister mehr – nur ein einzelnes Kind, das man regelmäßig zum Spielen mit Freunden zusammenbrachte. Vielleicht so? Die Vorstellung, daß man einer Frau ein Baby machen müsse, um der Sexualität eine höhere Dimension hinzuzufügen und um die Partnerschaft verbindlich zu machen für beide Seiten – diese Vorstellung lebte noch einige Jahre lang in ihm – vielleicht, weil seine eigene Mutter zu den Frauen gehörte, die nur der Kinder wegen beim ungeliebten Mann geblieben waren. Er fand zwar Freundinnen, aber keine Frau und Mutter, die seine Bindung an das Vaterhaus und den Verzicht auf berufliche Mobilität akzeptieren konnte. So lernte er den Traum zu begraben.

Eine Bekannte fragt mich, ob ich nicht Angst gehabt hätte, da die Durchtrennung der Eileiter unter Vollnarkose durchgeführt wurde. Nun, keine Geburt ist ganz ohne Angst, und die Sterilisation sollte meine eigene Neugeburt als Frau sein. Denn in meinem Leben, in meiner Umgebung, hat es in Wirklichkeit keine „Frau und Mutter“ gegeben. Ich kannte nur Frau *oder* Mutter, und jetzt begann mein Leben als Frau. Als ich vom Krankenhaus nach Hause kam, kramte ich meinen Mutterpaß hervor, in dem

noch von der ersten Geburt jenes ärztliche Stichwort „mangelnde Kooperation“ stand als Begründung für den Einsatz der Saugglocke. Welche Erleichterung, dieses schmachvolle Dokument meines Versagens nun endlich in den Papierkorb werfen zu dürfen!

Ich habe die Sterilisation nie bereut. Meine Töchter sind inzwischen so groß wie ich und Trägerinnen ihrer eigenen Biographie, die ich respektiere. Deshalb komme ich mit halbwüchsigen Töchtern besser aus als mancher, der Kinder liebt.

Das klingt nach Happy End, ist aber keineswegs so gemeint. Auf die vierzig zugehend, spürte ich meine Kräfte nachlassen – und da bereute ich sehr oft, einen Teil meiner begrenzten Kraft in das Projekt „Familie“ gesteckt zu haben – ein Projekt, das von anderen Menschen als mein Machtgewinn, meine Bereicherung verbucht wurde, das für mein Empfinden aber immer nur Arbeit „für andere“ war.

Schlußmeditation

Hans Jonas, Friedenspreisträger des deutschen Buchhandels, sprach in seinem Buch „Das Prinzip Verantwortung“ leidenschaftlich für Familienplanung auf unserem dicht besiedelten Planeten. Doch warum? Weil Hans Jonas es zum obersten Prinzip der Ethik erhob, die Erde für künftige Menschen bewohnbar zu erhalten, „weil das Leben sich selber will“. Aber warum eigentlich diese unbeweisbare Behauptung? Warum kommt kein einziger Ökoprediger ohne die Beschwörung der Enkel aus? Warum stellt niemand die Linderung des Leids der bereits lebenden Menschen und Tiere in den Mittelpunkt des Umweltschutzes? Denn solange die Enkel beschworen werden, bleibt der Ruf nach Familienplanung unglaubwürdig. Weil der Mensch, solange er noch an Enkel glaubt, nur die Enkel der eigenen Familie oder Rasse meint.

Die Ungezeugten leiden nicht – sie können nicht weinen über ihr eigenes Ungezeugtsein. Solange wir sie in dem Zustand belassen, kann *denen* überhaupt nichts passieren. Warum hegen wir dann immer noch jene abergläubische Furcht vor dem vorwurfsvollen Blick der künftig nicht mehr Zeugbaren? Das soll die folgende Schlußmeditation zeigen.

Machen wir eine Zeitreise in die Vergangenheit – zu einer Frau, der es schlecht geht. Diese Frau kann die eigene Mutter sein oder, falls man sie gekannt hat, eine Großmutter. Vielleicht ist sie unglücklich verheiratet – vielleicht hat sie eigentlich einen anderen gewollt und nicht haben dürfen. Vielleicht hat sie eigentlich überhaupt nicht heiraten wollen. Oder: der Mann ist arbeitslos, die Wohnung winzig, es herrscht

Krieg, es herrscht Hunger, es ist Währungsreform. Und die Frau wird schwanger. Warum wird sie schwanger in einer solchen Situation? Hat der Mann sie überredet – oder überfallen? Hat sie nicht gelernt zu verhüten? Oder hat sie selbst sich von dem Kind einen Trost versprochen, einen Machtgewinn, eine Besserung ihrer Ehe? Versetzen Sie sich in diese Frau. Drehen Sie das Rad der Zeit noch ein kleines Stück weiter zurück. Und jetzt werden an einem Wendepunkt dieses Frauenlebens die Weichen anders gestellt: Der Vater der Frau erlaubt ihr, einen Beruf zu ergreifen. Oder es kommt ein reicher Mann und nimmt sie mit nach Amerika. Oder sie ist standhaft und sagt „Zwei Kinder sind genug“, und der Ehemann faßt sich ein Herz und kauft Kondome. Oder dieser Vorfahr, diese Vorfahrin findet den Mut zu sagen: „Ich bin ja eigentlich schwul bzw. lesbisch, und ich bin nicht mehr bereit, bloß zu meiner Tarnung eine Familie zu gründen.“

Die Frau bekommt kein Kind – oder zumindest kein weiteres Kind. Und da diese Frau Ihre Mutter oder Großmutter ist, bedeutet das: der, der nicht geboren wird, sind Sie. Wenn Sie an „Seelenwanderung“, an Wiedergeburt glauben, können Sie vielleicht damit leben. Dann sind Sie eine Seele in Wartestand, irgendwo da oben, und müssen nur ein paar Jahre warten, um anderswo und anderswie auf die Welt zu kommen. Wenn Sie aber als Christ (oder als Wissenschaftsgläubiger) glauben, daß Sie erst im Augenblick Ihrer Zeugung entstanden sind, einmalig und neu und nie dagewesen – dann ist jetzt die absolute Leere, das schwarze Loch, *das Nichts!* Und erst wenn Sie dem ins Auge sehen können – wenn Sie mit Überzeugung sagen können „Ja, um mir selbst und meiner Ahnfrau Leid zu ersparen, bin ich zum Nicht-Sein bereit“ – erst dann haben die Geister, die die Fortpflanzung befehlen, niemals mehr Macht über Sie.

Literatur

- Badinter, E. (1981). Die Mutterliebe – Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute. München.
- Bayer, M. W. (1990). Der sanfte Zwang zur Fortpflanzung. *pro familia magazin*, 18 (6), S. 3-5.
- Canetti, E. (1984). Macht und Masse. Hamburg.
- Deutsche Stiftung Weltbevölkerung (1993). Mitteilungen für Freunde und Förderer. Hannover.
- Fengler, T. (1989). Unerwünscht. *Psychologie heute*, 5, S. 34-39.
- Fölster, K. (1993). Sprich, die du noch Lippen hast. Annäherung an Alva Myrdal. Marburg.
- Haushofer, M. (1984). Eine Handvoll Leben. Wien.

- Haushofer, M. (1985). *Begegnung mit dem Fremden: Erzählungen*. Düsseldorf.
- Haushofer, M. (1985). *Oder war da manchmal noch etwas anderes?* Neue Kritik. Frankfurt/Main.
- Jahn, J. (1986). *Muntu: Umriss der neo-afrikanischen Kultur*. Köln.
- Jonas, H. (1987). *Das Prinzip Verantwortung* (7. Aufl.). Frankfurt/Main.
- Lang, S. (1992). *Wir Frauen ohne Kinder. Was Männer nie begründen müssen*. Frankfurt/Main.
- Neuffer, M. (1992). *Nein zum Leben*. Frankfurt/Main.
- Ziebell, L., Schmerl, C. & Queisser, H. (1992). *Lebensplanung ohne Kinder. Perspektiven eines bewußten Verzichts*. Frankfurt/Main.
- Zoline, P. (1985). *Der Hitzetod des Universums*. In R. Oth (Hrsg.), *Als alles anders wurde. Phantastische Geschichten über die Zukunft der Frau von fantasy-Autorinnen*. Neuwied.